Wiener Stadt-Bibliothek.
30186 B

AUSTRIA.

Eine Spende

zur

Genesungsfeier Sr. Majestät des Kaisers.

Dem

Wiener Allgemeinen Wohlthätigkeits-Vereine

gewidmet

von Reyhongs.

Erstes Bändchen.

Mit 24 Illustrationen.

„Trage jeder in seinem Wirkungskreise aufrichtig und treu zum allgemeinen Wohle des Vaterlandes bei, so wird Friede, Segen und Glückseligkeit der Lohn sein."

W i e n.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

1853.

I.N. 45415
2 Ade.
B 30186

Sämmtliche Illustrationen sind aus der **„Oesterr. Illustr. Zeitung und Wiener Fliegende Blätter."** Wir machen das geehrte Publikum besonders auf dieß Journal mit dem Bemerken aufmerksam, daß die Ausstattung und der gediegene Text zu den splendidesten und anziehendsten gehören, welche hier jemals erschienen. Besonders ist für den Vaterlandsfreund eine reiche Aehrenlese darin geboten, und alles Wichtige und Tüchtige was die Zeit bewegt, findet darin gründliche Besprechung. Familien, welche dies Journal halten, haben binnen kurzer Zeit die Porträts aller hervorragenden Persönlichkeiten und die Abbildungen der schönsten Gegenden des Vaterlandes. Die beigegebenen **Fliegenden Blätter** aber nöthigen auch den Ernstesten ein Lächeln ab. Der vierteljährige Pränumerationspreis beträgt **2** fl., der jährliche **7** fl.

K.K. WIENER STADTBIBLIOTHEK

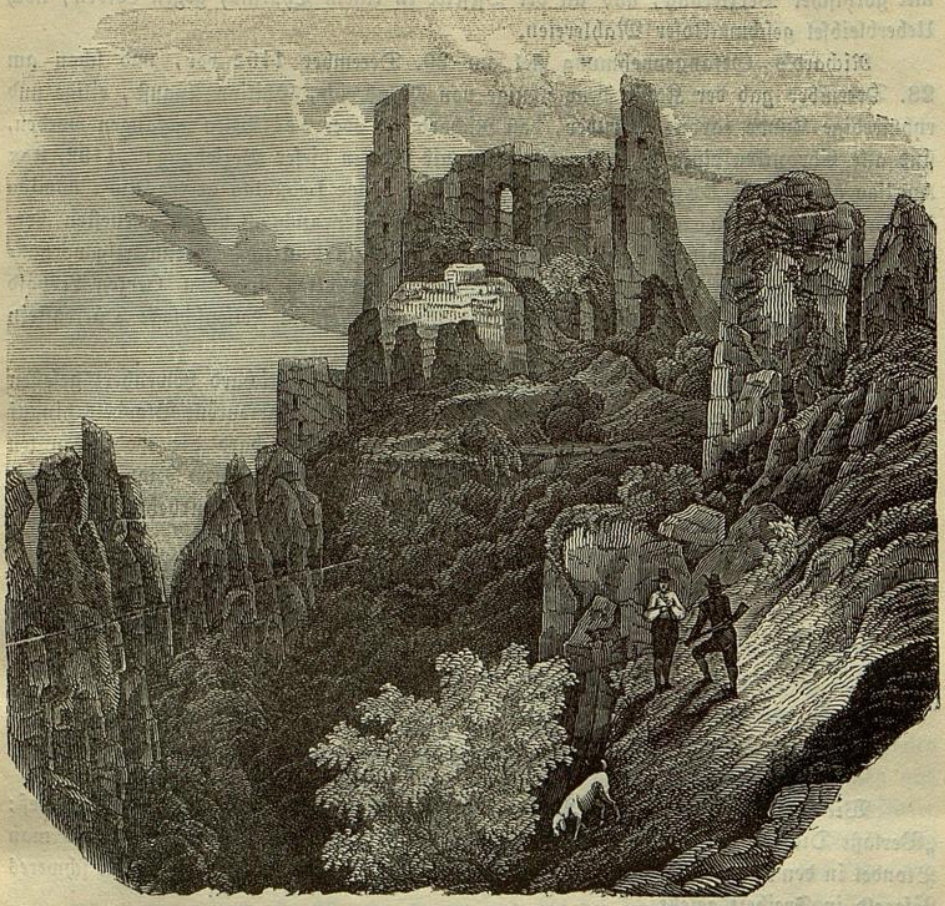
Inhalt.

	Seite
Burg Dürrenstein in Oesterreich	1
Ghiraldina	3
Die beiden Schwäger aus Agram	5
Die schrecklichste Stunde meines Lebens	7
Der Paß Lueg. Geschichtliche Skizze aus dem Jahre 1809	10
Ein Gewittersturm zur See	13
Die Herzogin von Chevreuse und Richelieu	17
Die letzte Tochter der Montezuma's	26
Ein Charakterzug Washington's	36
Wiener Reise- und Gebirgsskizzen	40
Die Nadel	59
Echter Muth	61
Der Tannenhäuser	70

Inhalt.

Seite

Mein Aufenthalt in Schlarenfj 1
Einleitung 3
Die ersten Eindrücke aus Algerien 5
Die landschaftliche Umgebung meines Heimes 7
Der Hof Engel. Geschichtliche Skizze aus dem Jahre 1803 10
Ein Gewitterregen zur Ernte 13
Die Personen von Chrischona und Umgebung 17
Die erste Zeit der Niederlassung 26
Ein Besuchsreise Algeriens 36
Meine Stell- und Gehilfenleute 40
Die Arbeit 45
Unser Heim 61
Der Hausmeister 70



Burg Dürrenstein in Oesterreich,

einst das Gefängniß von Richard Löwenherz.

In der Nähe von Stein, dicht am Ufer der Donau, liegen oberhalb dem Städtchen Dürrenstein die Ruinen der alten Veste gleichen Namens, welche dadurch berühmt geworden sind, daß Richard Löwenherz daselbst gefangen gehalten ward. Unter allen Burgen in Oesterreich gibt es keine, die auf so felsigem Grunde angelegt wäre. Wenn man in diesen Ruinen steht und hinunter zur Donau sieht, so erblickt man vor sich eine abschüssige Felsenwand, die mit zahlreichen Felsensäulen besetzt ist, etwas links noch größere Felsstücke und rechts hin einen jähen und fast ganz kahlen Abhang, der durch einen tiefen Graben mit steilen nackten Felsenwänden wiederum getrennt ist. Rückwärts ist die Burghöhe gänzlich isolirt und nur in bedeutender Tiefe mit den nordöstlichen Grundfelsen verbunden, welche von schwarzen Kiefer-Waldungen beschattet sind. Die Veste gehörte einst zu den stärksten in Oesterreich und bildete eine vortreffliche Schutzwehr gegen jeden Feind. Jetzt sind deren Mauern stark verfallen, ganze Wände haben sich von ihrer Verbindung losgerissen und Alles unter ihrem Schutte begraben. Nur im obern Theile der Burg liegt ein großer Felsenklotz, in dessen Mitte eine viereckige Höhle ausgehauen und noch ziemlich erhalten ist. Auch bemerkt man noch Säulen

mit gothischer Verzierung, und an der Ostseite in einem Thurme, gegen Loiben, noch Ueberbleibsel geschmackloser Mahlereien.

Richard's Gefangennehmung fiel am 20. December 1192 vor, und schon am 28. December gab der Kaiser dem Könige von Frankreich, Philipp August, eilige und ruhmredige Kunde davon. Darüber, daß Richard zu oder bei Wien gefangen worden, sind alle Chroniken einig. Die Zwettler Chronik sagt in dieser Beziehung: „1192, Rex Angliae capitur in Erperch prope Viennam a duce Leopoldo et traditur, domino Hadmaro de Chuenring in Thiernstein reservandus," und die neuesten Forschungen haben unzweifelhaft festgestellt, daß Richard in dem noch gegenwärtig vorhandenen Rüdenhof der Vorstadt Erdberg erkannt, festgehalten und von Herzog Leopold Hadmar von Kuenring übergeben wurde, der ihn auf seinem Felsenschlosse Dürrenstein verwahrte.

Wo mag nun in der finstern Felsenburg Dürrenstein Richard Löwenherz gesessen haben? wo drang die Stimme des armen Minstrels, wo die Harfentöne Blondels hinauf zum engen Thurmgitter, und wo erwiederte hocherfreut Richard die wohlbekannten Accorde? Wohl mögen die Verse eines unsterblichen Sängers hier ihren Platz finden, die er einer ebenfalls in finsterm Kerker verwahrten Königin bei lang entbehrtem Genusse freier Luft sprechen läßt:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte;
Grüßet mir freundlich mein Jugendland.
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid meiner Feindin nicht unterthan!"

Wie herrlich sind nicht jene Worte, welche ihm ein treuer Diener stürmisch zurief: „Verläßt Dich auch die Welt, o Richard! o mein König! ich bleibe treu," die man Blondel in den Mund legt. Am zweiten Hornung 1194 wurde Richard gegen ein schweres Lösegeld in Freiheit gesetzt.

Auch in der Geschichte des letzten Babenbergers, Herzog Friedrich des Streitbaren, ist Dürrenstein, im Besitze der mächtigen Kuenringer, berühmt. Eben so fiel hier 1645 ein für Oesterreichs Waffen ungünstiges Gefecht mit einer Streifpartei Torstensons vor, in Folge dessen das gleichnamige Städtchen erobert und auch die Burg zerstört wurde. Am 13. November 1805, an jenem Tage, wo das französische Heer zum erstenmale Wien besetzte, wurde zwischen Krems und Dürrenstein der französische Marschall Mortier, Herzog von Treviso, durch Kutusow und den F. M. L. von Schmidt gänzlich geschlagen, die Division Gazan beinahe ganz aufgerieben, 7 Fahnen und 5 Kanonen erobert und 1500 Gefangene gemacht. Leider fiel hierbei der brave F. M. L. von Schmidt, aber auch Mortier wurde an der Schulter verwundet und dankte nur einem Kahne, der ihn über die Donau trug, seine Rettung.

Diese Burg ist jetzt Eigenthum der Familie Starhemberg.

Ghiraldina.

In der Napoleon umringenden Heldenschaar gab es keinen reineren und beliebteren Namen, als den Eugens von Beauharnais. Auch Napoleon liebte ihn herzlich und setzte das vollste Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit seines Stiefsohnes, indem er ihn zum Vicekönig von Italien ernannte. Nach Verlauf von einem Jahre bot Mailand — wo Eugen residirte — den Anblick einer lebhaften Residenz dar und durfte sich glücklich schätzen, von einem so trefflichen Fürsten beherrscht zu werden. Hier war es, wo der Prinz damals 25 Jahre alt, in ein eigenthümliches Verhältniß zu einem sehr hübschen Mädchen aus dem Volke, Ghiraldina mit Namen, verwickelt wurde, der er seine erste Neigung schenkte.

Der Kaiser hatte bereits für Eugen eine Wahl getroffen; da sich aber der Prinz eben nicht mit dem Gehorchen beeilte, vielmehr die Illusionen Ghiraldina's theilte und der Kaiser endlich von dem wahren Verhältniß des Stiefsohnes zu jenem Mädchen unterrichtet ward, so wurde beschlossen — da man das Liebesband nicht mit Gewalt zerreißen wollte — durch eine Kriegslist den Prinzen zur Vernunft zu bringen, deren Entwicklung der Kaiser nun ruhig abwartete.

Der Chef eines in Corsika stehenden Bataillons, von hoher Geburt, geistig begabt und einer der schönsten Männer der Armee, erhielt den geheimen Auftrag nach Mailand zu gehen und sich für ein Opfer der kaiserlichen Willkühr auszugeben. Eugen, der in demselben Augenblicke auch etwas unzufrieden mit dem Kaiser war, empfing diesen Officier mit Auszeichnung, versprach, sich zu seinen Gunsten verwenden zu wollen und stellte ihn vorläufig bei seinem Generalstabe an. — So wollte es der schöne Officier haben, und als der Wolf in der Schäferei war, wurde alles aufgeboten Ghiraldina zu gewinnen. Anfangs machte sie sich einen Spaß aus den Bewerbungen des Officiers, nach und nach gewöhnte sie sich aber daran und als der schöne Officier seine Aufmerksamkeiten und Werbungen verdoppelte und ihr bewies, wie früher oder später dennoch des Kaisers Befehlen gehorcht werden und sie sich von dem Prinzen trennen müsse, kam er endlich dahin, ihr Herz zu rühren und sie willigte am Ende unter dem Versprechen der Ehe in eine Entführung, die mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet wurde.

Als an einem Morgen dem Vicekönig gemeldet wurde, daß Signora Ghiraldina mit dem Obersten entflohen sei und sich die Flüchtlinge nach Neapel gewendet hätten, wollte der Prinz anfänglich dem doppelten Treubruch keinen Glauben schenken, bis nur zu bald sich die volle Wahrheit zeigte. Nur seiner Entrüstung und Leidenschaft Gehör gebend, bestieg er selbst eine Postchaise und eilte den Flüchtlingen nach. Auf jeder Station bestätigten ihn die Nachforschungen in seinem Glauben, denn ihm wurde allenthalben gesagt: eine Postchaise mit einer jungen Italienerin und einem französischen Officier hat so eben passirt. „Das sind sie!" rief der Prinz aus, gab den Postillionen Gold über Gold und eilte im Fluge immer hinter jener Postchaise her, ohne diese erreichen zu können, bis er endlich in Neapel eintraf, und beim Umbiegen in eine Straße jenen Wagen erblickte, wie er eben in den Hof eines Hotels hineinfahren wollte. Aus seinem Wagen springen, hin nach der Postchaise stürzen, den Schlag aufreißen, und — weder Ghiraldina noch den Obersten hier finden, war bei dem Prinzen das Werk einer Minute.

Die junge Dame, welche wirklich im Wagen saß, sah forschend den Prinzen an

und fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind der Vicekönig von Italien?“ — und noch ehe Eugen antworten konnte, überreichte sie ihm ein Billet, das der Prinz maschinenmäßig öffnete und folgende, mit der Unterschrift des Obersten versehene Zeilen las: „Ich rechne auf die Verzeihung Ew. Hoheit, weil ich in Ihrem Interesse handelte, indem ich Sie über die Treue einer Frau aufkläre, die Ihrer nicht würdig ist. Hierdurch habe ich den Adoptivsohn des Kaisers der erhabenen Prinzessin erworben, die man für ihn bestimmte.“

Tausend widerstreitende Gefühle durchtobten die junge kräftige Brust, doch diese Enttäuschung brachte den Prinzen wieder zum Gefühl seiner Würde zurück. Schon nach einigen Stunden Ruhe reiste er wieder nach Mailand und zwei Monate später ward er der glückliche Gatte der Prinzessin Amalia von Baiern.

Der Oberst und seine Eroberte hatten sich indessen, um den ersten Verfolgungen zu entgehen, in der Nähe von Mailand versteckt, und eine Kammerfrau Ghiraldina's war es gewesen, welche die Rolle in der Postchaise so trefflich gespielt. Als die Liebenden in ihrem Versteck erfuhren, der Prinz habe ihnen verziehen, begaben sie sich in der Absicht sich zu verheirathen nach Florenz. Der Tag zur Ceremonie war bereits bestimmt, da verschwand plötzlich der Oberst von einem Maskenball, auf dem er sich mit Ghiraldina befand, welche später vernahm, er sei zur Armee abgereist.

Mit ihren getäuschten Hoffnungen und Gewissensbissen allein zog sich Ghiraldina nach Livorno zurück und gründete hier eine Putzhandlung. Als späterhin für den Vicekönig die schlimme Zeit kam, wo er Schritt für Schritt aus dem Lande gedrängt wurde, erhielt er von einer Person, welche ihren Namen verschwieg, eine bedeutende Summe zur Verwendung für sein Heer übersendet. Dies war Ghiraldina, welche ihm auf diese Weise die Geschenke zurückerstattete, die sie einst in glücklicheren Tagen vom Prinzen erhalten hatte.

Hell beschien die Morgensonne ein Schlachtfeld, das Prinz Eugen nach einem siegreichen Gefecht besichtigte. Unter den tödtlich Verwundeten lag dort ein junger Jäger, der sich mit großem Muthe geschlagen. Der Prinz näherte sich diesem Armen, welcher seine letzten Kräfte anstrengte, sich ihm zuzuwenden. Eugen wurde aufmerksam, ritt näher, sprang vom Pferde, blickte den Sterbenden genau an und rief mit dem Ausdruck des schmerzlichsten Schreckens: „Ghiraldina!“

Die beiden Schwäger aus Agram.

O daß sie ewig grünend bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Vor etwa neun Monaten heirathete ein kaiserlicher Oberbeamter von beiläufig 62 Jahren ein wunderliebliches Kind von etwa 21 Jahren. Das Mädchen war sehr hübsch und sittsam, war eine Waise und arm, und hatte auf der großen weiten Welt nichts weiter als einen Bruder, der Spenglermeister in Agram war. Das alt-junge oder jung-alte, jedenfalls an Jahren ungleiche Ehepaar lebte bis vor einigen Tagen in einem wahren ehelichen Paradiese, indem der alte Herr seinem jungen Weibchen alle Wünsche von den Augen ablas und diese hinwiederum ihrem Gatten mit aller Zärtlichkeit unter die Perrücke krabbelte. Doch was will da wohl eine Differenz von 41 Jahren sagen? Die Liebe, die wahre echte Liebe, überwindet ja Alles, selbst — 62 Jahre und eine Perrücke ꝛc. ꝛc.

Vor einigen Wochen traf der Bruder der jungen, schönen Frau in Wien ein und Schwester wie Schwager erdrückten ihn beinahe vor Zärtlichkeit. Natürlich mußte er bleiben, weil die Liebe zu seiner Schwester so schwärmerischer Natur war, daß er's nicht über's Herz bringen konnte sie zu verlassen, weßhalb er sich bei seinem Schwager häuslich einrichtete und jede sich darbietende Gelegenheit benutzte, die Schwester zu liebkosen. Die Zeit wo der zärtliche Bruder wieder nach Agram abreisen wollte, war gekommen, da sich aber sowohl bei der jungen Frau als deren Bruder deßhalb die tiefste Betrübniß zeigte, so erfreute beide der gutmüthige alte Hausherr mit dem Ersuchen, Schwager Spenglermeister möge noch einen Monat in Wien verweilen, was mit Dank angenommen wurde.

An einem schönen Morgen, wo der kaiserliche Oberbeamte fleißig in seinem Bureau über einem Aktenstoße brütete, trat ein ihm unbekannter Herr ein und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie hier in Ihrem Amte aufsuche und vielleicht störe. Ich war bereits in Ihrer Wohnung, da ich aber diese fest verschlossen fand und von der Hausmeisterin erfuhr, daß Mali, Ihre Gattin, mit einem Herrn ausgegangen sei, so . . . . ."

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Ich bin Ludwig K., Spenglermeister aus Agram, Ihr Schwager, mein Herr und freue mich Sie kennen zu lernen. Hoffentlich befindet sich Mali wohl und glücklich?"

Der überraschte Oberbeamte starrte eine ziemliche Zeit lang den neuen Schwager an und rief endlich: „Hat meine Frau zwei Brüder in Agram, welche Ludwig heißen und Spenglermeister sind?"

„Sie belieben zu scherzen. Mali hatte nie einen anderen Bruder als mich."

„Aber der Zweite! O der Zweite! Ich Unglücklicher!"

„Welcher Zweite?" fragte nun seinerseits der Angekommene.

Ohne jedoch darauf zu antworten, rannte der Oberbeamte einigemale ziemlich wild im Bureau auf und ab, faßte sich dann gewaltsam, unterhielt sich ausführlich mit dem allerneuesten Herrn Schwager und führte ihn um 2 Uhr, der Stunde seiner gewöhnlichen Heimkunft, in seine Wohnung.

„Wird Sie Ihre Schwester wieder erkennen?" fragte der Oberbeamte.

„Das glaub' ich nicht; denn wir sahen uns nicht mehr seit unseren Kinderjahren."

„So wird es einen um so größeren Spaß geben, wenn Sie ein kurzes Incognito annehmen wollten."

„Von Herzen gern."

Beide traten ein, und das erste, was man erblickte, war der Spenglermeister Nr. 1, welcher schmachtend seiner zärtlich geliebten Schwester auf einer Guitarre etwas vortrug. Da der Tisch mit drei Couverts bereits gedeckt war, so sagte der Hausherr zu der jungen Frau: „Dieser Herr, ein Freund von mir, wird heute bei uns speisen, lasse darum das Nöthige besorgen."

Man setzte sich.

Der Spenglermeister Nr. 2 benutzte jede Minute, um seine Schwester genau zu betrachten, wobei ihm in einer Gefühlswallung endlich die Thränen in die Augen traten. Die junge Frau hatte das sonderbare Betragen des Gastes bemerkt, wurde dadurch immer ängstlicher und befangener und endlich todtenbleich. Da fragte sie der ruhig tranchirende Gemahl: „Was fehlt Dir, liebes Kind?" und als die junge Frau nicht antwortete, ergriff der Spenglermeister Nr. 1 das Wort und entgegnete: „es kommt mir fast so vor, als wenn unser verehrter Gast weinen wollte, was jedenfalls auf die Nerven der Schwester wirkt."

„Sie können Recht haben, lieber Herr Ludwig K.", sagte der Oberbeamte.

„Wer führt hier meinen Namen?" frug der Spenglermeister Nr. 2.

„St . . . . , ich muß die Herren gegenseitig vorstellen, was ich beinahe vergessen hätte. Dieß hier ist — auf Nr. 2 weisend — der Spenglermeister Ludwig K. aus Agram, und dies hier — auf Nr. 1 zeigend — ebenfalls der Spenglermeister Ludwig K. aus Agram, folglich beide Herren die Brüder meiner Frau. Nicht wahr, liebes Kind, — fuhr er zu seiner Frau gewendet fort — das nenne ich eine Ueberraschung!"

Doch die einander Präsentirten sahen verflucht komisch drein und Mali rang mit einer Ohnmacht. Während sich die Augen des Einen immer mehr vergrößerten, wurden die des andern immer kleiner, scheuer und ängstlicher, nämlich die von Nr. 1. Da rief der Spenglermeister Nr. 2 mit wuthbebender Stimme: „Wer ist der Herr?"

Doch — der großherzige Beamte und taktvolle Ehegatte machte der peinlichen Scene dadurch ein Ende, daß er zu Nr. 2 sagte: „Sie sehen, wie Ihre Schwester mit der Ohnmacht kämpft vor Freude über Ihre Ankunft, also begrüßen Sie dieselbe." Dieser ließ sich dieß nicht zum zweitenmale sagen, er umarmte und küßte die Schwester mit aller Zärtlichkeit, und als die rührende Begrüßungs- und Erkennungsscene vorüber war und man sich nach dem Bruder Nr. 1 umblickte, war — dieser verschwunden.

Als man nach ihm fragte, sagte der Ehegatte: „Laßt nicht das Essen kalt werden, er hat einen höchst nothwendigen Gang machen müssen; also hübsch angestoßen, so!" — und die zärtlichen Blicke der jungen Frau lohnten den diskreten Gatten.

Was sagen aber andere Leute dazu? Ist solch ein Ehemann nicht comme il faut?

Die schrecklichste Stunde meines Lebens.

Ihr wißt, daß die Matrosen eben so verpicht auf die Schnelligkeit ihres Schiffes sind, wie ein Kutscher auf seine Pferde, sollten diese auch bei einem Wettlaufe mit einem andern Hals und Beine brechen.

Kurz und gut! Eines Tages fuhren wir auf dem Missisippi, — dem meilenbreiten Strom Nordamerikas, auf dem Hunderte von Dampfschiffen auf und nieder segeln — als wir eine Meile vor uns einen anderen Dampfer schnell die Fluth durchschneiden sahen. Eine Weile sah dieß unser Capitän ruhig mit an, dann wurde er kirschroth und schrie uns Matrosen des Schiffes an: „Heda, ihr faulen Hunde! Seht ihr da nicht vor uns den Steamer hinschleichen? Soll er uns noch länger seinen Dampf in's Gesicht jagen und vor der Nase herum tanzen? Und Ihr steht da und sperrt's Maul auf? Rasch eingefeuert und gefahren, was die Maschine halten kann, oder sonst soll Euch der . . . . . !"

Heißa, das war Wasser auf unsere Mühlen! Sogleich schoben wir ein großes Faß Theer in die Feuerung des Dampfkessels und nun hättet Ihr den Brand sehen sollen, als das Feuer aufging! Hoch fuhren die Flammen, wie lange Zungen, zum Schlot hinaus; der Dampf zischte im Bauche des Kessels, daß die Eisenbände bebten, und wie rasend durchschnitt das Schiff das Wasser. Hurrah, das war eine Lust! Die Maschine arbeitete, daß das Eisen rauchte; die Räder peitschten das gelbe Wasser des Mississippi, daß der Schaum hoch über's Verdeck fuhr; die Planken am Schiffe zitterten, als würden sie von einem Erdbeben geschüttelt und jeden Augenblick mußten wir denken: „Jetzt platzt's, der Kessel springt!"

Doch das gute Schiff hielt sich tapfer, flog mit rasender Schnelle dahin und keine Stunde verging, so hatten wir unseren Vordermann weit überholt, der sich nun fluchend und brummend hinter uns herschleppte. Wir triumphirten und schwenkten jubelnd die Hüte. Aber in demselben Augenblicke entstand ein Knall und das Schiff erbebte in allen seinen Fugen. War's ein Blitzstrahl, der in's Schiff schlug, oder war's gar der Würgengel mit der Posaune? Wir sollten's sogleich erfahren.

Plötzlich spritzte siedender Dampf hoch auf und kochendes Wasser überfluthete das Schiff; der Dampfkessel hatte ein Loch bekommen, glücklicherweise kein sehr großes; der Dampf hatte die großen eichenen Verdeckbohlen losgeschmettert, und wie aus einer Feuerspritze fuhr armsdick Dampf und Wasser hervor.

Schnell wurde nun der Dampf entlassen, das Feuer gelöscht und — nun hatten wir die Bescherung. Indeß, was schadete das? Einige verbrannte Gesichter und Leiber, die heilen ja bald wieder, war doch der andere stolze Dampfer besiegt! —

Wir legten nun am Ufer bei und der Schiffsschlosser fing an, den geleerten Kessel auszuflicken. Zu diesem Zwecke machte er eine große eiserne Klappe an der Seite los und stieg hinein; wir Matrosen aber stiegen, während er da hämmerte und pochte, an's Land, denn unser Capitän hatte ein Fäßchen Guten zum Besten gegeben und na, man weiß schon, wie es da einem Matrosen, namentlich bei naßkaltem Wetter, schmeckt.

Gegen Abend wurde mir mein Kopf etwas schwer, und ich schlich mich auf's Schiff, um irgend einen Winkel zum Schutz gegen den Regen und zum Schlafen aufzusuchen.

Auf dem Schiffe war es todt und still. Der Schlosser hatte seine Arbeit vollendet und nur die Holzplanken waren noch nicht wiederum angenagelt. In der Dunkelheit

stolperte ich darüber, fiel, schlug mit der Stirn gegen den Eisenrand der Maschine und kam mit dem Arm in das noch offen stehende Klapploch des Kessels. Eben wollte ich mich aufrichten, als mir aus dem Kessel eine recht warme Luft entgegenkam. „Halt," dachte ich, „das willst Du benützen! Besser und wärmer kannst Du diese Nacht nicht zubringen!"

Sogleich kroch ich in den Kessel, legte mich behaglich über die Feuerung nieder und suchte das Blut, das aus meiner Stirnwunde lief, zu stillen. Darüber wurde mir nun sonderbar zu Muthe; ob's vom Wein oder vom Fall war, weiß ich nicht, genug ich schlief ein, oder vielleicht schlief ich auch nicht ein und lag in einer Ohnmacht. So viel weiß ich nur, daß ich viel träumte; was ich aber träumte? Darüber stehen mir noch heute die Haare zu Berge!

Mir war's, als schmiede man die Klappe am Kessel zu und pumpe Wasser hinein. Ich wollte schreien und konnte nicht. Ich hörte die Matrosen über mir auf dem Deck laufen und mit Ketten rasseln und allerlei drehte sich bunt untereinander in meinen wirren Träumen. Wie lange dieses Delirium dauerte, weiß ich nicht, aber eine halbe Ewigkeit war's.

Plötzlich erwache ich, fahre rasch auf, sinke aber auch im selben Augenblick wieder zurück, denn mein Kopf stieß mit Heftigkeit an einen harten Gegenstand. Dicke Finsterniß umgibt mich; ich greife umher, um mich zu orientiren, vermag es aber nicht. Da höre ich die Pumpe rasseln, Wasser plätschern, große Holzkloben in die Feuerung werfen, und fühle am Erzittern des Eisens unter mir, wie die Flamme tobt und zischt. —

Donner und Doria, welch ein Erwachen! In was für einem Sarge steckte ich?

Jetzt wurde der Kessel unter mir heiß, und das Wasser, welches meine Füße umspülte, fing an zu dampfen. —

Da endlich wird es licht in meinem Innern, ich merke, wo ich bin, rufe und schreie, schlage schäumend vor Wuth und Angst mit den Fäusten an die Wände des Kessels, doch kein Mensch hört mich, ich aber vernehme die Stimme des Capitäns: „Eingeheitzt, derb eingeheitzt!"

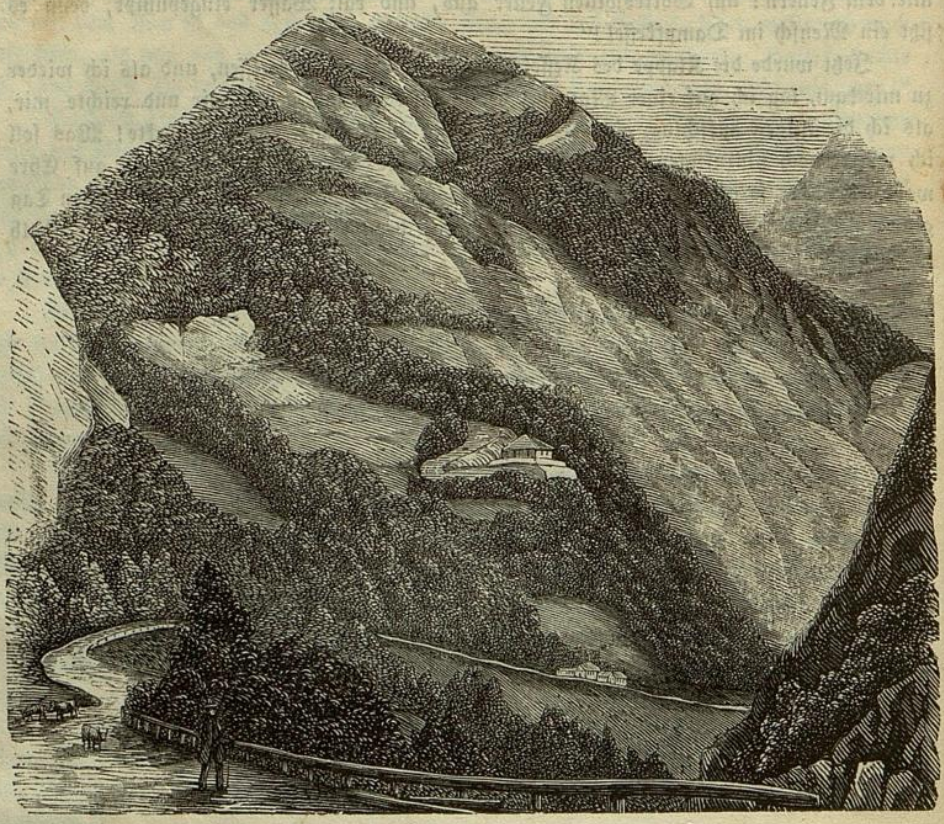
Und immer mehr steigt die Hitze im Kessel, und endlich so hoch, daß es nicht ärger in der Hölle sein kann. Also verbrennen soll ich, hu! mir schauderte die Haut. Da bekam ich plötzlich meinen ganzen Muth wieder und dachte: ob ich hier, oder unten auf dem Meeresgrund ende, ist halt alles eins! aber dennoch will ich vorher alles Mögliche versuchen, wie's einem wackeren Matrosen geziemt.

Den Kessel, welcher etwa 20 Schuh lang war, entlang kriechend und umherfühlend, finde ich einen großen hölzernen Hammer, welchen der Schlosser liegen gelassen. Laut jubelte ich auf und schlug nun damit wie ein Verzweifelter gegen die Wand des Kessels. Aber so eben warf man am Bord die Ankerkette zusammen und hörte mich nicht. — Da fällt mir endlich etwas Besseres ein. Ich besinne mich, daß ich in meiner Tasche einen Meißel stecken habe, hole ihn hervor, setze ihn in eine vernietete Fuge und schlage mit dem Hammer tüchtig darauf, so daß das scharfe Ding schon nach dem fünften Schlag hindurchfährt. Hu, wie zischte da das Wasser und der Dampf hinaus, daß es eine wahre Lust war!

Nun werden sie's doch endlich bemerken, dachte ich, aber nein! Man hatte die Bohlen schon wieder festgemacht und das Wasser mußte erst durch die Spalten hindurchdringen. Doch glücklicherweise schrie mit einem Male ein Matrose: „Donnerwetter! der Kessel hat schon wieder ein Leck!" und nun kam der Zimmermann, riß die Bohlen los, daß es krachte, und der Schlosser fand sich mit seinem Handwerkszeuge ein, um das Loch wiederum zu verstopfen. Da steckte ich geschwind meinen schmucken Finger durch's Loch, damit man darauf aufmerksam werde, doch der Schlosser zerquetschte ihn mit einem Schlage daß das Blut zischend am Kessel herabrann. Nun erst hörte ich schreien: „Haltet ein

mit dem Feuern! um Gotteswillen Feuer aus, und kalt Wasser eingepumpt, denn es sitzt ein Mensch im Dampfkessel!"

Jetzt wurde die Klappe des Kessels mit Brechstangen abgerissen, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Matratze, der Schiffsarzt saß neben mir und reichte mir, als ich die Augen aufschlug, ein — — — Glas Zuckerwasser. Das schmeckte! Was soll ich weiter noch hinzufügen, als daß diese Geschichte wahrhaftig, das heißt auf Ehre wahr ist! Aber so oft ich sie erzählte, wollte es mir kein Mensch bis auf den heutigen Tag glauben. Vielleicht finde ich doch noch Jemanden, der besser darüber denkt und deßhalb good bye!



Der Paß Lueg

in Pinzgau des Herzogthums Salzburg.

Geschichtliche Skizze aus dem Jahre 1809.

Es gibt Momente in der Geschichte aller Völker, wo die Entschlossenheit oder Tapferkeit eines einzelnen Mannes von unberechenbaren Folgen für das Vaterland sich zeigt. Dergleichen Begebnisse, welche sich in Oesterreich ereigneten, treu zu bewahren und damit gleichsam einen Spiegel unseren Nachkommen vorzuhalten, ist unsere Pflicht, und wahrlich, es fehlt nicht an schönen Charakterzügen, welche es verdienen, daß man sie der Vergessenheit entreißt.

Im Stegenwalden, dem Wirthshause im Passe Lueg, befinden sich zwei Portraits, wovon das eine, etwa 1½ Fuß hoch, in ganzer Figur Joseph Struber darstellt, und folgende Aufschrift trägt: „Zum Andenken an die 13tägige Vertheidigung des Passes Lueg mit zwei Compagnien gegen 11,000 Mann Franzosen unter Kommando des General Düroi, durch Joseph Struber." Auf einer Papierrolle, die der Abgebildete in der Hand hält, stehen die Worte: „Zum Major ernannt im Jahre 1809, während dem Treffen im Paß Lueg, nebst Verleihung der großen goldenen Medaille." Das zweite, mit Bleistift gezeichnete Brustbild stellt ebenfalls Joseph Struber dar, und soll vom baierischen General Heidegger selbst angefertigt worden sein. Beide Bilder sind noch heutigen Tages sprechende Zeugen echter Vaterlandsliebe der Salzburger und Tiroler, namentlich aber

Joseph Struber's, des Stegenwaldner Wirthes, bei der Vertheidigung des wichtigen Passes Lueg, an dem schon so oft das Blut in Strömen floß.

Seit der Kapitulation, am 24. Juli 1809, war der Paß Lueg vom Feinde besetzt und einzelne Abtheilungen desselben vorgeschoben worden. So war Werfen und Pfarrwerfen von dem französischen Oberstlieutenant Vasserau mit zwei Kompagnien des 8. baierischen Regimentes besetzt, eine kleine baierische Reiterabtheilung hatte zwischen Paß Lueg und letzterem Punkte die Verbindung zu unterhalten, die Lammerbrücke war von einer halben Kompagnie besetzt und überdem zur Unterstützung des Postens bei Werfen bei der Aschauer Brücke und Blüntau eine Kompagnie aufgestellt.

Auf der rechten Flanke der tirolischen Vertheidigung, im salzburgischen Gebiethe, wurden jetzt jene Vorkehrungen wiederum aufgenommen, welche Anfangs Mai 1809 durch den salzburgischen Pfleger eingeleitet waren, der im Glücke, wie im Unglücke, mit standhafter Treue an der Sache Oesterreichs hing; schon am 8. September streiften Patrouillen der Landesvertheidiger bis gegen die Brücke, welche von den Baiern abgetragen wurde, die sich nach Werfen zurückgezogen. Nachdem man die Brücke wieder hergestellt hatte, wurde Bischofshofen der allgemeine Sammelplatz aller Landesvertheidiger. Den ganzen Tag ertönten die Sturmglocken und wirbelten die Trommeln und eine Menge Männer, vom Kriegslärm hingerissen, griffen beherzt zu den Waffen um für's Vaterland, für den Kaiser und für den Glauben in den Kampf zu ziehen und ihre Treue und Hingebung mit ihrem Herzblute zu besiegeln.

Außer Hofer und Speckbacher spielten der Kapuziner Joachim Haspinger, der Rothbart genannt, Ignaz Kettner — jetzt ein armer Greis von 70 Jahren, welcher im Markte Golling noch lebt, — Haraſſer, Gärtner aus Innsbruck, und Joseph Struber die wichtigsten Hauptrollen in diesem kriegerischen Drama.

Die in Bischofshofen versammelten Männer erwarteten sehnsuchtsvoll die Ankunft des Paters Haspinger. Endlich kam er, gleich Peter von Amiens, hoch zu Rosse sitzend, in seinem Ordenshabite, den Rosenkranz in der Hand, aber mit dem Schwert umgürtet, und schon am 13. September ging es vorwärts auf den Feind. Werfen wurde von einem bedeutenden Haufen Salzburger und etwa 400 Tirolern angegriffen und der feindliche Anführer Vasserau daraus vertrieben, wobei sich Haraſſer so bedeutend auszeichnete, daß er zum Major befördert wurde. Radstadt, der Paß Mandling und Mitterndorf wurden besetzt und in Aussee eine feindliche Patrouille aufgehoben. Der Feind hatte sich nach seiner Vertreibung von Werfen, und nachdem er die Aschauer Brücke über die Salzach hinter sich abgebrannt, am rechten Ufer gelagert, wo er sich sicher wähnte.

Am 21. September zog sich Joseph Struber mit einem Trupp seiner Leute übers Hochgebirge in den Rücken dieses feindlichen Postens und in einer Entfernung von 300 Schritten traf seine sichere Büchsen-Kugel den Hauptmann der hier lagernden baierischen Truppen, welche in der ersten Verwirrung dem Passe Lueg zuflohen, und dadurch die Besetzung dieser festen Position möglich machten. Doch der baierische Oberst Aubert, von jener Schlappe unterrichtet, unternahm sogleich mit einigen Kompagnien vom 8. Regimente einen Angriff, versprengte zwar die Schützen ins Gebirge, verlor aber dabei viele Leute, da fast jede Kugel der Landesvertheidiger ihren Mann traf.

Die eigentliche Seele der ganzen Landesvertheidigung war der Pater Haspinger und sein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, nachdem er alle seine Vorbereitungen getroffen, den Paß Lueg zu nehmen. Zu diesem Zwecke bekam Joseph Struber und Georg Laner am 24. September den Befehl, des Feindes Flanken übers Gebirge von der einen und der Schützenhauptmann Frauensteiner von der andern Seite, zu umgehen, die steilen Felsen mit Beobachtung der höchsten Vorsicht zu erklettern, und so das Zeichen des allgemeinen Angriffes abzuwarten.

Am 25. September las der tapfere Kapuziner, seiner Gewohnheit gemäß am frühen Morgen zu Werfen die heilige Messe, ertheilte den zahlreich versammelten Landesstreitern die General-Absolution, ließ darauf Alle speisen und gab dann den Befehl zum Aufbruch, worauf punkt 6 Uhr der Angriff auf den Paß Lueg begann. Die Hauptmacht, geführt vom geistlichen Oberkommandeur in eigener Person, stürmte in fester Haltung auf der Hauptstraße heran, konnte sich jedoch wegen der großen Uebermacht des Feindes nicht sogleich der Anhöhen bemächtigen. Da brachen Struber und Laner von ihren Felsklippen herab in des Feindes Flanken und Rücken, ihre Kugeln räumten furchtbar auf und Felsblöcke und Holzstämme, welche in hohen Bogensätzen von der Höhe herabrollten, zermalmten unter ihrem Gewichte den auf der Straße stehenden Feind. Jetzt unternahm Haspinger von der Stirnseite den zweiten Sturm, drang bis zur eigentlichen Thalsperre — dem damals noch bestehenden Wachthause „der Klause" — vor, welche vom baierischen Hauptmann Fuchs tapfer vertheidigt wurde. Da sich jedoch seine Stellung jetzt immer mißlicher gestaltete, die Angriffe im Rücken immer drohender wurden, so zog er sich bis zur Kapelle von Brunnecken, eine Strecke von einigen Hundert Schritten, schleunigst zurück. Als aber der Hauptmann nach einer kurzen Pause wiederum das verlorene Terrain gewinnen wollte, traf ihn eine tödtende Kugel. Jetzt stürmten die beiden baierischen Lieutenants Heinrich von Schmiel und Carl Graf Lösch mit Abtheilungen des 4. Infanterie-Regiments das Wachthaus, wo sich inzwischen Struber bei einer Haubitze placirt hatte, welche der Schlossermeister Peter Aselreiter aus Werfen — der noch gegenwärtig dort lebt — bediente. Als Lieutenant Schmiel zum erstenmale heranstürmte, sagte Struber zum Aselreiter: „Hört, dem schönen Offizier macht mir nichts!" Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; mit größter Tapferkeit wiederholte Lieutenant Schmiel zum drittenmale den Angriff. Nun rief Struber dem Aselreiter die Worte zu: „Jetzt kann ich ihm nicht mehr helfen, gib Feuer!" und ein Kartätschenschuß streckte den Tapfern mit vielen andern braven Kriegsgefährten nieder. Von nun an nahm das Gefecht überall eine rasche und für die Landesvertheidiger günstige Wendung, die Baiern wurden vollends geworfen und zogen sich über die Lammerbrücke — welche sie hinter sich abbrannten — auf ihre Reserve unter General Stengl nach Golling.

Bei der Kapelle aber, auf der Höhe von Brunnecken, erhob sich jetzt ein herrlicher, zu den Wolken dringender Siegesjubel. Der heiße Kampf war vorüber, das Werk gelungen und der Feind geworfen, und alle Männer dankten dem Himmel für seine Hilfe und — für das gerettete Leben. Viele schliefen den ewigen Schlaf; aber sie starben für ihren Glauben, für ihr Vaterland und für ihren Kaiser! Ihr Andenken wird darum ein gesegnetes bleiben!

Ein Gewitter-Sturm zur See.

Aus meinen Erinnerungen.

Ich segelte von Rio nach New-Orleans, hatte im Ganzen eine gute Reise gehabt und befand mich mit meinem trefflichen Schiffe bereits auf der Höhe von New-Orleans, im gelben schmutzigen Fahrwasser des Mississippi, welcher seine Wogen weit hinaus sichtbar in den atlantischen Ocean trägt, dessen Wasser sich auf eine ziemlich weite Strecke hin durchaus nicht mit dem Mississippi vermengen will.

Es war im Monat Juli. Eine drückende Schwüle hatte schon von Tagesanbruch an auf der See gelegen, so daß wir wie die Fische an der Oberfläche des Wassers, nach einem erfrischenden Lufthauche schnappten. In solchen Fällen machen es in diesen Breiten die Seeleute wie die Menageriebesitzer mit ihren Eisbären, einer begießt den Andern mit frischem Seewasser, das in der drückenden Hitze bald verdampft, und auch ich hatte von meinem schwarzen Steward Pico heute schon mein Dutzend Eimer über den Kopf erhalten, ohne daß es viel fruchten wollte. Endlich schwellte eine sehr leichte Brise, wie ein Damenfächer, die Segel und das Schiff bewegte sich kaum merklich vorwärts.

Der Mittag war vorüber und es mochte 3 Uhr sein, als der Wind plötzlich ganz abstarb. Mein großes, schönes Schiff wurde nun von den Schwellungen der See wie ein Betrunkener hin- und hergeworfen, die schweren Segel und Taue klatschten und krachten an den Masten und Rundhölzern, und jener Zustand war eingetreten, der für den Seemann der allerwidrigste auf der Welt ist.

„Ich wünschte lieber eine tüchtige Mütze voll Wind, als dieses verdammte Hin- und Herschaukeln, Capitän!" — sagte mein erster Steuermann zu mir.

„Nun, Mr. Deckland, den könnten wir heute noch und zwar etwas mehr als wir eigentlich gebrauchen, bekommen."

Nach dieser Antwort observirte Mr. Deckland mit großer Aufmerksamkeit das Firmament und mehrere der wachthabenden Matrosen und Bootsmänner, welche in der Nähe standen, flüsterten sich ihre Bemerkungen zu, indem sie gleichzeitig mit dem, erfahrenen Seeleuten eigenen Scharfblick den Horizont betrachteten.

„Ich denk', Mr. Deckland, wir machen uns jetzt nicht auf eine „Mütze voll", sondern auf eine steife, feste Bö gefaßt; denn das Wetter scheint mir sehr kritisch werden zu wollen." —

„Weiß der Teufel, Capitän — warf Deckland hin, indem er eifrig die See durchspähte — wo heute die Kerle stecken. Sonst findet man in diesem Loche immer Lootsen genug auf offener See sich herumtreiben und gerade heute läßt sich kein Satan sehen!"

„Was sollte uns wohl jetzt der Lootse nützen. Uebrigens waren wir oft genug in diesem Fahrwasser und werden uns auch ohne einen solchen zur Noth zurechtfinden. Doch — — die Geschichte wird ernst, machen Sie Ihre Vorbereitungen Mr. Deckland."

Respektvoll grüßte er an seinem Strohhute, ging einige Schritte zum Mittelschiff und rasch erscholl von ihm das kräftige Commando: „Alle Hände auf Deck!" worauf in kaum einer Minute sämmtliche Seeleute auf dem Vorderschiff versammelt waren und schweigend die weiteren Befehle abwarteten.

In solchen Momenten, die einer sehr ernsten Gefahr vorauszugehen pflegen, habe ich die Bemerkung auf Kriegsschiffen gemacht, daß die amerikanischen und englischen Seeleute mit einer kaltblütigen Resignation und entschlossenen Ruhe dem Kommenden

entgegensehen, während Franzosen durch Witze und Sticheleien eine äußere Leichtfertigkeit zur Schau tragen, die, wenn der Augenblick der Gefahr eintritt, nie Stand hält und nur zu bald zum tollsten Wirrwarr Veranlassung gibt.

Währenddem hatte sich ein immer dichterer Dunst auf das Meer niedergesenkt. Dicke aschgraue Wolkenschichten schoben sich aus Westen empor. Eine eigenthümliche geisterhafte Stille herrschte, so daß man das Plätschern der See an den Schiffswänden deutlich vernehmen konnte; dabei regte sich nicht das kleinste Lüftchen und eine Hitze wie in einem glühenden Backofen trieb den Schweiß aus allen Poren.

Auf einen Wink von mir erschollen rasch hintereinander die Befehle zum Einholen aller Obersegel, und während die Bemannung auf allen Masten damit beschäftigt war, trat Mr. Deckland an mich mit bedenklicher Miene heran und sagte: „Capitän, ich denke, wir bekommen heute noch nicht New-Orleans zu sehen; die ganze Physiognomie — auf Himmel und Meer deutend — gefällt mir nicht."

„Auch mir nicht. Das Barometer fällt rasch; die Luft ist mit Elektricität geschwängert. Es ist ein schweres Wetter im Anzuge und dürfte in einer halben Stunde losbrechen. Lassen Sie den Klüverbaum, die Stengen und Raaen streichen, beschlagen Sie Alles dicht und fest und lassen Sie, bis wir den ersten Stoß hinter uns haben, nur's Fockstag-, große Stag- und Besahn-Stag-Segel stehen; vor allen Dingen halten Sie dann aber Nothsegel parat, denn ...."

Grüßend sprang der tüchtige Offizier auf's Vorderschiff, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Mein erster Bootsmann, ein sehr gebildeter junger Mann, der einzige Sohn einer wohlhabenden und angesehenen Familie und mein Liebling, trat zu mir heran und ich sagte ihm: „James, mein Jung', keine 15 Minuten mehr und der Teufelstanz geht los."

„Unser „Columbus" hat schon manchen tüchtigen Hurrikan ausgehalten, Capitän, und wird auch diese Gallopade mit der schönen „Windsbraut" hübsch ehrbar durchführen."

Währenddem wurden die Schwellungen immer höher und höher. Es war, als wenn der gewaltige Ocean ungeduldig würde auf den nun bald folgenden Kampf mit einem andern Elemente und darüber zürne, denn ein dumpfer grollender Ton gelangte aus weiter Ferne langsam an Bord des Schiffes, ein so eigenthümlicher Ton, den jeder erfahrene Seemann kennt, der ihm aber durch Mark und Bein geht.

Die Mannschaft hatte wacker gearbeitet, alle Vorkehrungen waren getroffen worden. Mr. Deckland rapportirte: „Alles klar, in bester Ordnung!" und still erwarteten wir den Eintritt des ernsten Momentes. — Da säuselte plötzlich ein leiser Windhauch aus Westen heran und blähte die wenigen stehengebliebenen Stag-Segel.

„Mr. Deckland, bringen Sie das Schiff rasch im Winde und dann hart am Winde, Nord-West! — — so, so, gut! luvt, fest!"

„Fest ist's, Sir!" kam die Antwort vom Ruder her und das Schiff bekam jetzt Fahrt, d. h. einen festen Segelstrich, womit mir eine drückende Bürde von der Brust genommen wurde; denn es gibt im Seemannsleben nichts Gefährlicheres als wenn ein still daliegendes Schiff plötzlich von Windstößen überfallen wird, während, wenn dasselbe Fahrt hat, die Gefahr, bei gehöriger Umsicht, nur eine geringe sein kann.

In einigen Minuten folgten sich jetzt rascher einige leichtere Windstöße und schwollen bis zur Kühlte an.

Ich ließ auch nun das Fockstag-Segel beschlagen und fuhr nur noch unter Groß-Stag- und Besahn-Stagsegel.

Der Himmel und die See hatten eine tief dunkle Schwärze angenommen, die Wolken hingen niedrig und schwer, plötzlich zeigte sich im westlichen Wolkengebirge eine lichtere Stelle, die sich in unglaublich kurzer Zeit erweiterte und die Wolkenkolosse in Bewegung setzte.

Ich deutete schweigend mit der Hand darauf hin, nahm einen festen Standpunkt am Besahnmaste und Mr. Deckland hatte eben noch Zeit ein Commando an die Bemannung zu erlassen und mir zu sagen: „Jetzt fegt der Satan Mutter Charons Küchlein zusammen!" als plötzlich ein gräßlicher Donnerschlag, von einer Kraft und Stärke, die sich fast mit nichts in der Welt vergleichen läßt, lang hinrollend losbrach, das ganze Firmament buchstäblich in Flammen stand und ein Hurrikan daher raste mit einer so ungeheuren vernichtenden Gewalt und Kraft, daß sich mein großes starkes Schiff ganz auf die Lee-Seite legte, beide stehengebliebenen Stagsegel in Hundert von Fetzen zerissen wurden und die losen Leinwandmassen an die Wandten und Masten ꝛc. mit einer solchen wüthenden Gewalt anpeitschten, als wenn es Kanonenschläge wären. Dieses furchtbare Rasen und Toben von Sturm und Donnerschlägen, dieses Kochen und Broddeln der in ihren tiefsten Tiefen wild aufgeregten See, diese glänzenden, blendenden Feuermassen, welche das wilde Chaos beleuchteten, und unser stolzes — und doch so schwaches Menschenwerk! Wahrlich, wer Gottes Allmacht erkennen, wer überhaupt „wahrhaft beten lernen will," der gehe zur See, und mache eine Fahrt um's Cap Horn; vergessen wird er sie nie!

Das Schiff war jetzt in jene unglückliche Lage versetzt, die man in der Seemannssprache „vor Top und Takel treiben" nennt. Da kein Segel mehr stand, so hatte natürlich auch jede regelrechte Coursbewegung aufgehört und das Schiff trieb im hohen Seegange dahin. Dauerte die Kraft des Hurrikans noch fort, so mußte ich die Masten kappen lassen, machte er aber Pausen, so daß ich neue Segel setzen lassen konnte, so mochte noch Alles gerettet werden. Aber ein solches „Segelsetzen" und Entfernen der wüthend tobenden „Segelfetzen" ist leichter gesagt als gethan. Jeder Matrose, den nur ein Streifen der dicken Segelleinwand, ja nur ein Refbenzel trifft, wird entweder sofort todtgeschlagen, oder weit hinaus in die See gepeitscht, eine Alternative, so wenig einladend auf der einen, wie auf der andern Seite. Und dennoch *muß es geschehen*, und es gehört zu den heroischsten Augenblicken im Seemannsleben, wo eine solche That ausgeführt werden muß, weil hier „Sein" oder „Nichtsein" davon abhängen.

Von einem Verstehen des Commando's konnte keine Rede sein, nur durch Pantomimen konnte der Befehl ausgedrückt werden. Bei solchen gefährlichen Manövern muß immer einer der jüngeren Offiziere, ein Boots- oder Steuermann, mit den Matrosen in die Masten steigen und dasselbe mit ausführen. Wird z. B. in solchen Augenblicken das Marssegel ganz geholt oder gerefft, so besteigt er mit den Leuten die Raa und nimmt in der Regel seinen Platz auf der Raa-Nocke, d. h. auf dem äußersten Ende der Raa ein, von er genau die Arbeit der Matrosen beaufsichtigt und leitet. Meinen Liebling, James, traf auch heute dieses Loos und 20 tüchtige Matrosen folgten ihm. Glücklich wurden die Segelfetzen entfernt, glücklich die beiden neuen Segel gestellt und James sitzt auf dem Besahn, um einen Block des Besahn-Stagsegels zu ordnen, als eine wüthende Bö das Schiff ganz auf die Seite legt, eine Sturzsee die ganze Luvschanzverkleidung einschlägt, die Kabüse und ein Boot mit über Bord nimmt und auch meinen armen James mit sich führt.

Von diesem Augenblicke an legte sich das Unwetter merklich und des Schiff bekam gleich wieder festen Cours. So wie ich James Seefahrt bemerkte, ergriff ich rasch das Log und warf ihm dasselbe nach; glücklich erfaßte er die dünne aber starke Leine und schlang sich dieselbe mehreremale um die rechte Hand. Trotz dem hohen Seegange lief das Schiff 11 Knoten, und 6 Matrosen, welche den an der Logleine hängenden armen James an Bord holen wollten, wurde dieß unmöglich, weil die Segelkraft zu stark war.

„Nehmt die Leine um's Gangspill! rasch Leute!"

Gesagt, gethan. Die Winde setzten sich in Bewegung und James näherte sich

jetzt rasch dem Schiffe. Das Meer war so mit Elektricität geschwängert, daß es, obgleich es bereits dunkel wurde, glänzte; überdem aber erleuchteten flammende Blitzstrahlen die kochende See, so daß man James weißen Strohhut immer näher und näher beobachten konnte. Endlich hatte man ihn dicht an's Schiff bugsirt und ich lehnte mich weit über Bord um ihm bei einer höheren Woge hilfreiche Hand zu leisten, als er matt zu mir den freundlichen Blick erhob, mir seine stark blutende rechte Hand zeigte, von welcher ihm die Leine das Fleisch bis auf die Knochen abgelöst hatte und mit resignirter Stimme rief: „Farewell, Capitän! grüßt meine Eltern! ich kann nicht mehr!"

„Um Gotteswillen, mein Jung', halte dich nur noch einen Augenblick fest!" — —

Doch — er hatte die Leine fahren lassen, ich bemerkte den Strohhut noch einen Augenblick und — verschwunden war bald Alles in der grollenden See.

„Farewell!" — rief auch ich und drückte krampfhaft die Faust an meine nassen Augen, die vom Seewasser oder von anderem Salzwasser angefüllt waren. Farewell mein Junge!

Die Herzogin von Chevreuse und Richelieu.

Unter den merkwürdigsten Erscheinungen des 17ten Jahrhunderts am französischen Hofe — zu dessen Zierden man sie eine Zeitlang rechnete, — gehörte Marie von Rohan, die Tochter des Herzogs von Montbazon, Hercules von Rohan.

Marie Rohan war eine starke, entschlossene Natur und liebte die Gefahr und den Kampf. Bei Hofe so gut bekannt, wie bei der Bevölkerung von Paris beliebt, bald — durch die Gunst des Königs — auf dem Gipfel der Macht, bald gestürzt, verfolgt, verbannt und flüchtig, nie übermüthig im Glücke und nie entmuthigt im Elende, hätte sie Frankreichs Geschicke beherrscht, wenn der große Cardinal neben sich die Entfaltung einer andern Größe und Macht gestattet hätte. Deßhalb war sie im beständigen Kampfe mit Richelieu und diesem stets eine gefürchtete Gegnerin. Denn obgleich sie zweimal von Ludwig XIII. des Cardinals Entsetzung erlangte, gelang es ihr dennoch nie, Richelieu zu stürzen.

Viele Geschichtsschreiber versuchten es, die Herzogin von Chevreuse als eine gewöhnliche Intriguantin darzustellen; Richelieu selbst aber urtheilte weit besser über sie; denn im 17ten Jahrhundert schien es, als ob das schwache Geschlecht die Rolle des starken übernommen hätte, um die großen Ideen und Prinzipien der Civilisation zur Geltung zu bringen.

Eines Abends war großes Spiel im Louvre, Ludwig XIII. nahm den Herzog Hercules von Rohan vertraulich beim Arm und warb um die Hand Marie Rohans für seinen Günstling, den Herrn von Luynes.

Etwas aus der Fassung gebracht über diese Zumuthung des Königs, eine Rohan einem de Luynes zu geben, erwiederte der stolze Herzog: „Sire, de Luynes soll von sehr zweifelhaftem Adel sein und die Familie Rohan . . . . .“

„Das ist eine unwürdige Lüge — unterbrach ihn lebhaft der König. — Die Familie de Luynes stammt aus Toscana und geht bis zu Thomas d'Alberti, dem Bruder des Papstes Innocenz des V. hinauf. Uebrigens haben wir ihm nicht einen Titel gegeben? und der Adel, den wir verleihen, ist so viel werth, als der Ihrige, Herzog?“

„Sire, ich wage dieß nicht zu behaupten.“

„Sehr wohl. An dem Tage seiner Hochzeit gebe ich de Luynes den Marschallsstab, mit der Nachfolge des Marschalls d'Ancre. Mein Wort darauf, Herzog!“

Der stolze Rohan verbeugte sich. Die glänzenden Aussichten des „Günstlings“ ließen ihn seinen zweifelhaften Adel übersehen und die Vermählung Mariens mit „dem Marschall de Luynes“ wurde am 13. Januar 1617 im königlichen Palais vollzogen.

Im April ging Hr. v. Vitry, Capitän der königl. Garden, mit einem Befehle Ludwigs XIII. zu dem Marschall d'Ancre, um ihn zu verhaften. Der Marschall ging gerade über die Brücke des Louvre, um sich zum Könige zu begeben. De Vitry forderte ihm seinen Degen ab. D'Ancre riß aber seinen Degen aus der Scheide und trieb die Garden einige Schritte zurück. Da ergriff Capitän Vitry eine Muskete, legte an und jagte dem Marschall die Kugel mitten durch die Brust, worauf derselbe todt zu Boden stürzte.

Marie von Medicis sah zufällig die ganze Scene aus ihren Fenstern mit Geberden der Verzweiflung mit an, ja sie suchte unter heftigem Geschrei Vitry von d'Ancre abzuhalten; als dieser aber stürzte, stieß Marie von Medicis die heftigsten

Verwünschungen gegen Vitry aus, worauf sich dieser ruhig dem Fenster der Königin Mutter nahte und die Ordre Ludwigs XIII. vorzeigte, bei deren Anblick Marie von Medicis, ihren Sohn verwünschend, ohnmächtig niedersank. Schon 2 Tage darauf wurde sie unter Bedeckung nach Blois gebracht.

Die Frau des Marschalls wurde auf dem Greve-Platze verbrannt, und ihre Güter confiscirt. De Luynes wurde jetzt Minister und Marie de Rohan, kaum 3 Monate vermählt, erhielt von der Königin den ganzen Schmuck der Frau d'Ancres, dessen Werth sich auf mehr als 2 Millionen Livres belief.

Ein so glänzendes Geschenk ließ viele Geschichtsschreiber der damaligen Zeit glauben, Marie sei die Geliebte Ludwigs XIII. gewesen. Dies ist jedoch ein großer Irrthum. Schon damals entwickelte Ludwig jenen platonischen Geschmack und jene scheue Zurückhaltung, aus der er später nie herauskam. Die reizende junge Marschallin mit ihrer stets heiteren Laune, ihrem Muthwillen und ihrem oft beißenden Witze, interessirte zwar den König, doch kam es nie weiter als zu einer augenblicklichen Aufregung. Ludwig lebte mit de Luynes und seiner Frau auf dem vertrautesten Fuße, räumte ihnen Zimmer im Louvre ein, speiste an ihrer Tafel, ja schlief sogar öfter — nach damaliger Sitte — in einem Bette mit ihnen ohne Aufregung, wie er es mit einem Bruder oder einer Schwester gethan hätte. Dies war allerdings sonderbar, aber nur aus der Fischnatur Ludwigs erklärlich.

Alle diese Umstände waren bei Hofe sehr gut bekannt und Anna von Oesterreich, die junge schöne Königin, wurde auf Marie de Luynes sehr eifersüchtig. Diese gefiel sich anfänglich aus Muthwillen darin, die Besorgnisse Anna's zu vermehren, als sie aber sah, daß ihre Neckereien der jungen Königin wirklichen Kummer verursachten, ging sie zu ihr, erklärte ihr mit edlem Freimuthe die Grundlosigkeit ihrer Besorgnisse, zerstreute alle ihre Befürchtungen und wurde von diesem Tage an die aufrichtigste treueste und ergebenste Freundin Anna's von Oesterreich.

So vergingen drei Jahre. Albert de Luynes, umgeben von Feinden und Verläumdern, wußte sich trotz aller Intriguen in der Gunst des Königs und am Ruder der Gewalt zu erhalten. Er ließ den Hugenotten den Krieg erklären und stellte sich an die Spitze der Armee. Anfänglich schien der Erfolg seine Wünsche zu krönen und de Luynes nahm mehrere feste Plätze mit Sturm, aber vor Montauban, dem Hauptbollwerke der Hugenotten im Süden, erbleichte sein Glücksstern, denn alle Anstrengungen diesen Platz zu nehmen, blieben umsonst. Ja die Hugenotten machten einige glückliche Ausfälle, und um das Unglück voll zu machen, fingen Fieber und Seuchen an die Reihen des Heeres zu lichten, denen endlich de Luynes selbst zum Opfer fiel.

Man sagte: de Luynes sei gerade zu rechter Zeit gestorben, um der Ungnade Ludwig's zu entgehen. Dennoch wird diese Behauptung durch nichts gerechtfertigt, denn Ludwig betrauerte aufrichtig seinen Günstling und Marie blieb im Louvre, wo sie beinahe die ganze Zeit ihrer Witwentrauer bei der Königin zubrachte.

Kaum war diese vorüber, so meldeten sich eine Menge von Bewerbern um die Hand der schönen, jungen und reichen Witwe. Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuse, trug den Sieg davon, indem die Königin viel dazu beitrug, daß sich die Wagschale zu seinen Gunsten neigte. Die Vermählung erfolgte und da der Palast des Herzogs ganz in der Nähe des Louvre sich befand, so waren Anna und Maria beinahe gar nicht getrennt und konnten sich jeden Augenblick sehen. Die Königin und die Herzogin hatten reizende Abendunterhaltungen eingerichtet, bei welchen der König selten lange seine ernste Miene beibehalten konnte. Alles, was Paris Schönes, Geistreiches und Witziges hatte, wurde zu diesen Zirkeln eingeladen, wobei beide Damen den Glanzpunkt dieser berühmten Soireen bildeten.

Merkwürdig bleibt es, daß Richelieu, der sich in diesen Soireen durch seinen Geist bemerklich machte, seine Erhebung gerade diesen beiden Damen verdankte, die er dafür durch die ganze Zeit seiner Herrschaft auf's Heftigste verfolgte. Daß er sie nicht völlig zu Grunde richtete, lag wahrlich nicht an ihm.

Ludwig XIII. hatte für Richelieu — damals noch Bischof von Lucon — eine grenzenlose Abneigung, gleichsam eine Vorahnung, daß dieser Geist ihn beherrschen werde, und sowohl die Königin als Madame Chevreuse machten es sich zur Aufgabe, dieses Vorurtheil des Königs — wie sie es nannten — zu besiegen. Bei jeder Gelegenheit lobten sie die diplomatischen Fähigkeiten des Bischofs und riefen Ludwig alle jene Dienste in's Gedächtniß zurück, welche Richelieu bereits dem Königreiche geleistet hatte. Kurz, der Widerwille des Königs wurde besiegt und Richelieu wurde Minister.

Leider hatten bald jene, die ihn dazu gemacht, Ursache genug, dieß zu bereuen, denn das erste was der Cardinal that, war, alle Jene ihres Einflusses und ihrer Macht zu berauben, welche an seinem Glücke gearbeitet und ihn emporgehoben hatten. Ohne offen mit ihnen zu brechen, wußte er sie doch beim Könige nach und nach zu verdächtigen. Ludwig behielt zwar die Abneigung gegen Richelieu, doch dieser beherrschte den Monarchen bereits durch Furcht, zeigte demselben die Fäden von angeblich so vielen Verschwörungen und Angriffen auf sein Leben, daß der König immer mißtrauischer und zurückgezogener wurde, ja endlich Richelieu völlig die Zügel der Regierung überließ, so daß jetzt durch die maßlosen Ansprüche, die er ganz offen machte, viele im Ernste daran glaubten, er gehe damit um, sich selbst die Krone Frankreichs aufzusetzen.

Von diesem Augenblicke an bildete sich eine fortwährende Verschwörung im Geheimzimmer der Königin gegen den gemeinschaftlichen, jetzt schon furchtbaren Feind, furchtbar durch seinen Geist, noch furchtbarer aber durch seine Mittel. Marie von Medicis war aus der Verbannung an den Hof zurückgekehrt und wurde mit ihrem Sohne Ludwig XIII. ausgesöhnt, und diese, wie Anna von Oesterreich, Madame Chevreuse und Gaston, des Königs Bruder, bildeten die Quadrupel-Allianz gegen Richelieu, wobei sie von den vornehmsten Personen des Hofes unterstützt wurden. Doch die Herzogi., über die Undankbarkeit empört, womit Richelieu ihre Protection belohnte, war die Seele der ganzen Verschwörung, und sie schwur, daß sie jedes Mittel anwenden wolle, um den gehaßten Minister zu stürzen. Den tiefsten Grimm im Herzen, verbarg sie auf's sorgfältigste ihren Haß und hatte für Richelieu stets das bezauberndste Lächeln auf den Lippen.

Richelieu war jetzt zu dem Glauben gelangt, Anna und Marie, einmal von ihm geschlagen, hätten das Feld für immer geräumt, und kam nun öfter in jene berühmten Abendzirkel, in denen er noch vor wenigen Monaten als demüthiger Bittsteller und Client erschienen war. In diesen Soireen gab sich Richelieu nur als galanter Höfling, jede Anspielung auf Politik, jedes ernste Gespräch sorgfältig vermeidend, ja gab sogar das Signal zu jenen muthwilligen, ausgelassenen Spielen, Gesängen und Tändeleien, die aus der Geschichte jener Zeit bekannt sind.

Obschon Minister und Kirchenfürst verleugnete Richelieu doch nie den Menschen. — Er behauptete oft, Frauen sollten sich nur ausschließlich mit Herzensangelegenheiten beschäftigen, er betrachtete dieselben als eine angenehme Zerstreuung, als schönes Spielzeug für müßige Stunden, und sein Erscheinen bei den Zirkeln der Königin war die Folge dieser Meinung, ja die reizende Anna war sogar bald der Gegenstand seiner eifrigen Bewerbungen; nie gelang es ihm aber deren Gunst zu erringen und seine verletzte Eigenliebe wußte sich dafür bis an sein Lebensende kleinlich und erbärmlich zu rächen.

Der Boden, auf dem der Cardinal anfangs sich bewegte, war ein sehr schlüpfriger. Von welcher Seite sollte er den Angriff beginnen? Am besten schien es ihm, zuerst der Herzogin von Chevreuse auf's eifrigste den Hof zu machen, indem er diese für eine leichte Beute hielt; hatte sie sich mit ihm tief genug eingelassen — so dachte er — dann sollte sie, aus Furcht vor ihrem Gemahl, den Knoten der Intrigue schürzen, und dann .....

Dieß war Richelieu's Politik und keinen Augenblick zweifelte er an dem günstigen Erfolge seiner Berechnungen. Wer war daher wohl mehr überrascht als die Herzogin, als Richelieu zu ihren Füßen seufzte und sie in den zärtlichsten Ausdrücken die alleinige Gebieterin seines Herzens nannte. Anfangs trieb Zorn und Entrüstung der Herzogin das Blut in's Gesicht, doch bald faßte sie sich und erkannte mit einem raschen Blicke die Vortheile, die Richelieu ihr einräumte, wobei keine Miene verrieth, was in ihr vorging. Anna wurde sogleich von dem Vorfalle unterrichtet, und man beschloß, die Herzogin solle die Bewerbungen Richelieu's annehmen, doch bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit ihn sowohl in den Augen Ludwigs XIII. als des ganzen Hofes lächerlich machen. Würde dies Ziel erreicht, so sei auch Richelieu gestürzt.

Mit meisterhafter Geschicklichkeit vollendete Marie ihre Aufgabe und bald war der Vogel im Käfig. Mit ungläubigem Lächeln hörte sie anfangs die Betheuerungen seiner Liebe, ermunterte später seine Kühnheit, stellte sich gerührt von der Wahrheit und Tiefe der Gefühle, welche er mit so beredten Worten ihr erklärte, gab seinen stürmischen Bitten nach, gestand sogar ihre Gegenliebe und sagte, daß sie sein Gewand nur scheue, um ihm mehr zu sein.

Diesen Scrupel der Herzogin wußte Richelieu leicht zu beseitigen. Da er ein für alle Mal die Erlaubniß hatte, die Herzogin in ihrem Geheimzimmer zu besuchen, so legte er am nächsten Tage die Tracht der Edelleute damaliger Zeit an, und erschien in einem Rocke von perlgrauem Atlas, reich mit Gold und Edelsteinen gestickt, in weiten, faltigen Hosen von kostbarem Sammt, prächtigem Federnhut mit Diamant-Agraffe und einem Degen an der Seite vor der Dame seiner vermeintlichen Liebe. Hierbei ließ ihn seine Eitelkeit glauben, er sei das Bild eines vollendeten Cavaliers. Ungeschickt in seinen Bewegungen, beengt durch die ungewohnte Kleidung, den Degen jeden Augenblick zwischen den Füßen, war Richelieu eine so possirliche Erscheinung, daß die Herzogin nur mit Mühe einen krampfhaften Lachanfall zurückhalten konnte. Doch sie beherrschte sich vollkommen, dankte dem Cardinal mit einem freudestrahlenden Gesicht für seine zarte Rücksicht, machte ihm die schmeichelhaftesten Komplimente über seine ritterliche Haltung und fragte ihn endlich im Laufe der Unterhaltung, die von Witz und guter Laune sprudelte, ob er in seiner Jugend tanzen gelernt habe.

Richelieu verneinte, worauf ihm die Herzogin vorschlug, sie wolle ihn selbst in den ersten Anfangsgründen dieser Kunst unterrichten; und der kluge Richelieu — ging in die Falle. Entzückt, eine so reizende Lehrerin gefunden zu haben, sah er sich schon im Geiste auf dem Gipfel seiner Wünsche, sah sich zum Erstaunen des ganzen Hofes mit vollendetem Anstand und Grazie die Sarabonde tanzen und sich in all der ritterlichen Gewandtheit eines Cavaliers, die der eitle Richelieu in vollem Maße zu besitzen sich einbildete, glänzen.

Die boshafte Herzogin ließ ihn jetzt die lächerlichsten Figuren und sonderbarsten Pirouetten machen — und Richelieu merkte nichts. Da sollte er eine neue graziöse Wendung ausführen und er stürzte der Länge nach zu Boden. Sogleich erscholl von allen Seiten ein ungeheures Gelächter, mehrere Thüren öffneten sich wie auf Verabredung und Marie von Medicis, Anna von Oesterreich, Gaston, der Bruder des Königs, und dreißig bis vierzig Edelleute und Hofdamen, welche in den nächsten Zimmern und der Gallerie gehorcht hatten, umringten den Cardinal mit lautem Hohngelächter.

Einige Minuten lang lag Richelieu bleich und entstellt vor Zorn regungslos am Boden. Die Lage war kritisch, der Moment entscheidend. Mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, war der Minister verloren. Aber Richelieu war nicht der Mann, die Fassung zu verlieren. Stolz erhob er sich und ließ einige Secunden lang seine durchbohrenden Blicke auf den ihn Umringenden haften. Nun erstarb das Lachen auf den Lippen der Meisten und manches Gesicht wurde bleich. Den drohenden Ausdruck in den Augen des Cardinals konnten nur Wenige aushalten. Er war tödtlich getroffen und sagte mit vor Wuth bebender Stimme zu den Umstehenden: „Ich wußte wohl, daß man mich belauschte, doch dießmal seid ihr in meine Falle gegangen und in Kurzem sollt Ihr von mir hören."

In wenigen Augenblicken hatte er seine Kleider gewechselt und eilte zu Ludwig XIII.

Eine Stunde darauf wurde die Herzogin von Chevreuse zum Könige gerufen. Vertrauend auf die alte Gunst Ludwigs erschien sie wie gewöhnlich mit dem anmuthigsten Lächeln vor ihm. Doch der König empfing sie kalt und redete sie zornig an: „Madame! seit langer Zeit sind wir unterrichtet, daß Sie den Louvre zum Schauplatz Ihrer Ausschweifungen machen, daß Sie Zwietracht in meine Familie bringen. Se. Eminenz der Hr. Cardinal wollte sich selbst überzeugen, wie weit Sie die Unverschämtheit in meinem Palais treiben. Ich bin wohl unterrichtet, Madame. Nehmen Sie sich in Acht! Der Weg in ein Kloster oder in die Verbannung ist bald gefunden!"

Umsonst waren die Bemühungen der schönen Herzogin, Ludwig von seinem Irrthume zu überzeugen. Der König wollte sie nicht hören, drehte ihr den Rücken zu und ein Page führte die bestürzte Herzogin zur Thür.

Richelieu hatte nun mit dem Zirkel der Königin vollständig gebrochen. Auf dem Felde der Liebe hatte er zwar eine eklatante Niederlage erlitten, aber eben diese Niederlage verschaffte ihm den großen Vortheil, seine Gegner erkannt zu haben. Von diesem Augenblicke an waren sie Alle strenge bewacht.

Zur selben Zeit erschien am französischen Hofe der Herzog Buckingham als Gesandter Karls I. von England, um für seinen Monarchen um die Hand Henriettens von Frankreich zu werben. Buckingham verdunkelte durch den Glanz seiner Erscheinung Alles. Eine solche Pracht, gepaart mit dem ausgezeichnetsten Geschmacke, war am Hofe Ludwigs XIII. noch nicht erschienen. Buckingham erschien regelmäßig in den Zirkeln der Königin und diese sowohl als die Herzogin Chevreuse wußten ihm bald eine so tiefe Abneigung gegen Richelien einzuflößen, daß sie in Haß ausartete. Buckingham nahm sich keine Mühe diese Abneigung zu verbergen, sondern legte sie offen und auf eine Richelieu beleidigende Weise an den Tag. Dafür wußte sich nun der Cardinal dadurch zu rächen, daß Ludwig XIII. in Buckingham den Liebhaber der Königin sah, und der unschuldigen Königin wurde es nicht möglich, sich von diesem durch Richelieu auf sehr geschickte Weise genährten Verdachte zu reinigen.

Durch alle diese Ereignisse artete der Haß der Verschworenen gegen den Cardinal bald in eine Art von Raserei aus und man faßte den Entschluß, ihn um jeden Preis zu vernichten. Man schreckte vor keinem Mittel mehr zurück und sprach offen davon, Richelieu durch einen gedungenen Meuchelmörder bei Seite zu schaffen.

Wir kommen jetzt zu dem wichtigsten und folgereichsten Ereignisse im Leben der Herzogin.

Heinrich de Talleyrand, Graf von Chalais, war der Nachfolger Alberts von Luynes in der Gunst Ludwigs XIII. Der Graf war ein junger feuriger Mann, muthig und entschlossen. In die Herzogin bis zum Wahnsinne verliebt, verfolgte er sie mit seinen Anträgen seit 6 Monaten, obwohl sie gegen ihn nichts weniger als zuvorkommend war. Seit Langem wurde sie von ihrem Gemahl vernachlässigt und dennoch blieb sie lange Zeit fast unempfindlich gegen diese wahre, offen an den Tag gelegte Leidenschaft des

Grafen. Endlich unterlag das Pflichtgefühl dem heiteren stürmischen Drängen der Leidenschaft. — Glücklich in diesem neuen Gefühle, vergaß sie einen Augenblick lang die unglückliche Königin, welche der Cardinal ohne Gnade und Erbarmen auf's Aeußerste verfolgte. Er raubte ihr nicht allein das Herz ihres Gemahls, sondern nahm den König so gegen sie ein, daß Ludwig seine Gemahlin auf die demüthigste Weise vernachlässigte.

Als Marie die Thränen und den Kummer Anna's sah, machte sie sich Vorwürfe über ihr Vergessen, sie führte den Grafen von Chalais in den Zirkeln der Königin ein und von ihnen wurde nun der Sturz des Cardinals mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel beschlossen.

Doch welcher Arm sollte diesen Koloß stürzen? nur der König selbst konnte dieses wagen, oder ein Mann, der so sehr in Gunst war, daß er das Beil des Henkers nicht zu fürchten brauchte.

Berauscht vom Glücke seiner Liebe, und stolz darauf durch eine kühne That die Neigung der schönen Herzogin zu verdienen, erklärte sich mit ritterlicher Entschlossenheit der Graf von Chalais bereit, er wollte den Streich führen, und somit war das Haupt der Verschwörung gegen Richelieu gefunden.

Das Bündniß mit dem Günstling verdoppelte auf der Stelle die Kühnheit der Feinde des Cardinals. Anfangs wollte man nichts Anderes, als ihn stürzen, aber bald ging man weiter. Anna hatte seit ihrer Vermählung nichts als Kränkungen erfahren, Marie von Medicis hatte Ursache genug, sich über ihren ältesten Sohn zu beklagen, und Gaston liebte den Bruder nicht. Alle diese verschiedenen Parteien, durch gegenseitige Klagen immer mehr erbittert, beschlossen endlich, einen Staatsstreich zu wagen.

Man wollte sich Ludwigs XIII. Person bemächtigen, ihn für impotent erklären und in ein Kloster sperren. Gaston sollte den Thron besteigen, vor allem aber Richelieu bei Seite geschafft werden.

Chalais sollte sich jetzt entscheiden. Entweder sollte er auf die Liebe der schönen Herzogin verzichten, eine Liebe, die ihm theurer war als sein Leben, oder sich gegen seinen König des schwärzesten Undankes schuldig machen. Der Graf war mit Ludwig zugleich erzogen worden, war mithin Gefährte seiner Spiele und Studien, und nie hatte der König in der Folge seine Freundschaft für ihn, seinen Günstling, verleugnet, denn täglich gab er die deutlichsten Beweise seiner Gunst. Und seinen königlichen Freund und Wohlthäter sollte der Graf verrathen, sollte ihn vom Throne stoßen? — Soll er sich zurückziehen? — Wird nicht ein Anderer seinen Platz einnehmen! — Soll er zum Könige gehen und seine Geliebte verrathen, sie, die er glühend anbetet? Der Würfel ist geworfen, Verrath hier — Verrath dort, und er zieht jenen vor, der ihm seine Leidenschaft läßt, und Ort und Stunde wird bestimmt, in welcher Richelieu fallen soll.

Dieser ist aber auf seiner Huth, wittert ein Complott, erfährt einen Theil des Geheimnisses, eilt zum König und entdeckt ihm dasselbe, während er sich bemüht, die Beweise dafür zu erhalten. Nachdem er erst einen Faden hatte, war Richelieu zu gewandt, um nicht auch das ganze Netz in die Hände zu bekommen. Er kennt das Liebesverhältniß des Günstlings mit der Herzogin Chevreuse und augenblicklich läßt er eine Haussuchung bei dem Grafen und der Herzogin vornehmen, bemächtigt sich ihrer Correspondenz und zeigt sie Ludwig XIII. Aus den aufgefundenen Briefen kann man zwar über den Zweck der Verschwörung nicht klar werden, man findet aber verschiedene boshafte Bemerkungen über die blödsinnige Zurückhaltung und Furcht des Königs gegenüber des schönen Geschlechts — und dies dient dem Cardinal dazu, den Zorn des Königs auf's Höchste zu entflammen.

Der Sturm brach los. Im ersten Augenblicke des Schreckens und der Ueberraschung ergriff die Herzogin die Flucht, und der Graf von Chalais suchte eine Zuflucht bei seinem

Freunde, dem Herzoge von Vendome, Gouverneur der Bretagne. Allein der Befehl, den Grafen lebend oder todt zu ergreifen, war vor ihm angekommen und der Unglückliche wurde in Nantes eingekerkert.

Aber Richelieu wollte diesmal einen furchtbaren Schlag führen, um für die Zukunft alle jene abzuschrecken, welche es wagen sollten, seine Gewalt zu untergraben. Doch um eine Anklage wegen Hochverraths anhängig zu machen, fehlte es ihm an hinlänglichen Beweisen. Was that er? — Er sandte einen Vertrauten zur Herzogin von Chevreuse, die in der Touraine einen Versteck gefunden hatte und ließ ihr durch diesen eröffnen, daß, wenn sie nicht eine genaue und vollständige Enthüllung des Complottes gebe, so werde man ihre Briefe dem Herzoge, ihrem Gemahle, mittheilen, und der Gefangene in Nantes habe dann weder Gnade noch Erbarmen zu erwarten.

Marie, statt sich einschüchtern zu lassen, jagte den Emissär Richelieu's schimpflich zum Hause hinaus, nahm augenblicklich Postpferde und kam früher als dieser in Paris an.

Richelieu hatte sich in voller Sicherheit eingewiegt. Er kennt nicht alle Hilfsquellen und die Energie der Herzogin, glaubt nicht, daß sie kühn genug sei, *seinem* Zorne Trotz zu bieten. —

Und die Herzogin hat sich im Louvre bei der Königin versteckt, stachelt alle ihre Freunde auf, setzt alle Leidenschaften in Bewegung, streut Versprechungen und Geld mit vollen Händen aus und — — — den Tag nach ihrer Ankunft ist die ganze Correspondenz aus dem Cabinete Richelieu's verschwunden.

Wer hatte die Correspondenz aus dem Cabinete Richelieu's genommen? Durch welche Mittel konnte man dem Cardinal einen so wichtigen Beweis entreißen, der für seine Absichten und Intriguen unersetzbar war? — Alles Fragen, welche nur die Herzogin beantworten konnte.

Die Herzogin hatte nicht nur ihre Ehre gerettet, sie hatte sich auch das Recht erworben, zu Gunsten des Grafen von Chalais zu wirken. Sie wußte die mächtige Familie der Rohan in dieser Sache zu interessiren, ja sogar ihren Gemahl, den Herzog von Chevreuse, herbeizuziehen. Ludwig XIII. wurde von allen Seiten bestürmt, alle Erinnerungen an den alten Liebling hervorgerufen und die Absichten des Cardinals auf's Höchste verdächtigt. Man frägt: Wo sind die Beweise der Verschwörung? Ist Chalais mehr compromittirt, als die Anderen? Entweder ist gar Keiner schuldig, oder es sind zehn und mehr Schuldige! Warum bedroht man den Einen mit Kerker und Tod und läßt die Andern ungestraft?

Alle diese lebhaften Entschuldigungen und Versuche, den Grafen Chalais zu rechtfertigen, hörte der König sehr kalt an und erwiederte nur: „Geht zu Richelieu und sagt das Alles ihm — ich kann nichts thun." Der Cardinal ist aber unzugänglich, keiner der Bittsteller wird vorgelassen und unablässig arbeitet er an dem Verderben des Günstlings.

Eine muthige Frau hatte ihm eine Waffe zwar entrissen, doch dafür suchte er eine andere und fand sie in Gaston, dem Bruder des Königs. Dieser machte ihm Geständnisse, verrieth seine Mitverschworenen und ihre früheren Pläne und erkaufte sich dadurch die Gnade des Cardinals und die Verzeihung des Königs. Natürlich war es unmöglich, einen Prozeß zu instruiren und vor ganz Frankreich einen Prinzen von Geblüt als Verschworenen und Zeugen hinzustellen; doch die Hauptsache für den Cardinal war, den schwachen König zu bestimmen, ihm allein diese Angelegenheit zu überlassen, was ihm natürlich gelang. Niemals hätte ein ordentliches Tribunal das Todesurtheil über einen Mann gefällt, gegen den man nichts aufbringen konnte, als bloße Vermuthungen. Richelieu wußte diese Schwierigkeit zu umgehen durch zwanzig seiner Creaturen, die nur seinen Willen

allein befolgten und er führte sogar den Hof nach Nantes, damit er Zeuge sei, wie er seine Gegner strafe. Auch die Herzogin eilte voll Verzweiflung dorthin, konnte aber trotz aller ihrer Bemühungen nicht den Gefangenen befreien, ja nicht einmal mehr zu ihm gelangen, um ihm ein „letztes Lebewohl" zu sagen.

Durch die von Richelieu ernannte Commission wurde der Graf von Chalais zum Tode verurtheilt, und hatte als Edelmann das Vorrecht, mit dem Beile hingerichtet zu werden.

Niemand hoffte mehr, doch die Herzogin hegte noch einen Plan, und zwar auf den Henker von Nantes. Selbst eilt sie zu ihm hin, gibt ihm 20,000 Livres und er entflieht. Sie glaubt, daß, wenn sie nur einen Aufschub der Hinrichtung bewirkt, sie des Grafen Leben retten kann. Die Freunde des Grafen, seine Mutter, die Gräfin von Talleyrand, sollte sich dem Könige nochmals zu Füßen werfen und — vielleicht läßt sich dießmal Ludwig erweichen.

Die arme Herzogin vergaß, daß sie es in diesem Verzweiflungskampfe mit einem Richelieu zu thun hatte.

Die Stunde der Hinrichtung kam und — der Herker war verschwunden. Da läßt Richelieu aus dem Gefängnisse einen zu den Galeeren verurtheilten Raubmörder bringen, und versprach ihm volle Begnadigung, wenn er heute die Rolle des Henkers übernehme, welches Anerbieten dieser mit Freuden annimmt. Die Execution beginnt; die Hände des Elenden zittern bei dieser ungewohnten Verrichtung und der erste Schlag, den er gegen das Haupt des unglücklichen Opfers führt, schlägt nur eine tiefe Wunde in dessen Hals und Schultern. Einunddreißig Schläge macht derselbe auf den Grafen und dessen Schmerzgeschrei erfüllt die Luft, erst beim zweiunddreißigsten hat der Unglückliche aufgehört zu leben. Die Volksmenge, welche dieser unerhörten Marter beiwohnte, erhob ein gräßliches Geschrei und nur mit Mühe konnten die Garden den elenden Henker vor dem Zerreißen schützen. Auch er sollte den Lohn für seine That nicht genießen, denn man fand seinen Leichnam nach einigen Tagen mit einem Messer durch's Herz.

Die Herzogin kehrte nach Blois zurück und beweinte dort lange Zeit den verlorenen Freund. Ludwig XIII. verbot ihr am Hofe zu erscheinen. Sie beschäftigte sich nun allein mit der Erziehung ihrer Kinder und that Alles, um sich beim Cardinal in Vergessenheit zu bringen. Aber ihre Rache hatte sie nicht aufgegeben — unversehens wollte sie ihn fassen, und ihn desto sicherer vernichten. Allein auch Richelieu traute dieser scheinbaren Ruhe nicht und veranlaßte, daß sie Frankreich verlassen mußte; worauf sie sich fünf Jahre lang in Spanien, Italien, Oesterreich und England aufhielt.

Kein Schmerz dauert ewig und auch Marie war bald getröstet. Jung, schön und geistreich machte sie bei allen Höfen ungeheures Aufsehen. Aber alle Huldigungen und Triumphe, alle glänzenden Feste, mit denen man sie überhäufte, konnten sie dennoch nicht über ihre Entfernung aus dem schönen Frankreich trösten. Heimlich begab sie sich nach der Touraine und sogar von dort unter verschiedenen Verkleidungen öfters nach Paris. Bei dergleichen Ausflügen reiste sie am liebsten unter verschiedenen Männerverkleidungen, weil sie dadurch manchen Schwierigkeiten enthoben war, anderntheils als eine vortreffliche Reiterin, die unverdächtige Rolle eines Stallmeisters oder Couriers spielen konnte. Bei diesen Reisen wurde sie nur von einem alten Diener zu Pferde begleitet, auf dessen Treue sie sicher rechnen konnte. Daß die unermüdete Frau wieder ihre alten Verbindungen mit der Königin und Marie von Medicis erneuerte, versteht sich von selbst, und bald war der Cardinal mit einem Netz von Intriguen umsponnen, deren Fäden so fein und geschickt geschürzt waren, daß er in der Falle lag, bevor er ahnte, wer ihn hineinstieß.

Ludwig XIII. hatte gerade eine schwere Krankheit überstanden und man benützte die Zeit seiner Schwäche dazu, ihm wieder Geschmack am Familienleben beizubringen, wobei

Madame Chevreuse die Rathgeberin beider Königinnen war. Endlich war der König gewonnen. Alle seine Getreuen, Marillac und Bassompierre an ihrer Spitze, schlossen sich der Königin an. Man hatte Ludwig XIII. überredet, Richelieu wollte ihn der Krone berauben und sich selbst auf den Thron Frankreichs setzen, und der König leistete einen feierlichen Schwur, den Cardinal aus Frankreich zu verbannen. Dies geschah auch und Richelieu befand sich bereits mit seinem ganzen Gepäcke auf der Straße nach Pontoise, um sich in Havre einzuschiffen, — als er plötzlich umkehrt, nach Versailles eilt und in das Zimmer des Königs dringt. Der König vergißt seinen Eid, eine Unterredung findet statt und — Richelieu ist wieder Minister, aber mächtiger als je.

Was bestimmte aber den Cardinal den Befehlen des Königs zuwider so plötzlich umzukehren?

Richelieu war mit seinem Gefolge auf dem Wege in die Verbannung bei Enghien angekommen. Plötzlich hört man den Galopp zweier Pferde und sieht in wenigen Minuten zwei Edelleute mit verhängten Zügeln heransprengen. Richelieu machte Halt, um sie zu erwarten, wobei ihn eine Ahnung beschlich, als kämen die Reiter von Seite des Königs, um ihm ein schlimmeres Schicksal als die Verbannung zu bereiten. Vor dem Cardinal halten die Reiter plötzlich an, nehmen ihre Hüte ab, verbeugen sich spöttisch und der Eine sagt: „Glückliche Reise, rother Mann!" Der Andere aber: „Der Teufel hole Dich und bringe Dich nie wieder zurück!" Beide machen wieder eine tiefe Verbeugung, wenden ihre Pferde und sprengen unter schallendem Hohngelächter die Straße nach Paris zurück. Der Cardinal wird blaß vor Wuth, erkennt in einem der Reiter die Herzogin von Chevreuse, in dem andern Bassompierre und die Begierde sich zu rächen, gibt ihm plötzlich jenen Muth zur Rückkehr und zur Aufbietung aller seiner geistigen Hilfsmittel, die er in seinem Ehrgeize bisher nicht gefunden hatte. Sein Gefolge erhält den Befehl mit dem Gepäck in den Louvre zu gehen, er selbst eilt nach Versailles zum Könige, welcher bereits den Verlust seines Ministers bedauerte; Richelieu wird es ein Leichtes, seine Macht und seinen Einfluß wieder zu gewinnen und seine bestürzten Gegner sehen mit Schrecken den verspotteten Verbannten plötzlich wieder da stehen, doch schrecklicher und drohender als je.

Wem fällt hier nicht unwillkührlich das alte Sprichwort ein: „Baue deinen geschlagenen Feinden goldene Brücken."

Die Herzogin Chevreuse reiste mit der Königin Mutter nach Köln, später verbanden sich beide und Gaston mit dem Herzog von Montmoreney, welcher in Toulouse die Fahne des Aufruhrs erhob. Man weiß aus der Geschichte, wie unglücklich dieser neue Versuch, Richelieu's Macht zu stürzen, endete.

Doch die Herzogin setzte consequent ihre Pläne fort, lebte wiederum 6 Monate in Languedoc versteckt, hatte sogar den Muth nach Paris zu kommen und kehrte nur auf den Rath ihrer Familie nach Spanien zurück, von wo sie mit der Königin unter der Adresse eines jungen Rathes de Thou einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.

Aber der Cardinal entdeckte auch dieses Geheimniß, ließ ganz Paris durchstöbern um jene berüchtigte Cassette aufzufinden, in welcher die Briefe verborgen waren, die jedoch allen seinen Nachforschungen entzogen blieben. Aber de Thou ward ein Opfer seiner Anhänglichkeit für die Königin und Herzogin Chevreuse und mit der Hinrichtung desselben und des bekannten Cinq Mars schloß Richelieu die lange Reihe der politischen Verurtheilungen, welche seine Regierung bezeichnen.

Ludwig XIII. folgte ihm bald nach. Anna von Oesterreich wurde Regentin. Die Herzogin Chevreuse kehrte nach zwanzigjähriger Verbannung nach Paris zurück und die Königin bewahrte ihre Liebe und Freundschaft bis zum letzten Momente ihres Lebens für dieselbe.

Die letzte Tochter der Montezumas.

Skizze aus dem Goldlande.

I.

Neu-Mexiko hat, wenn man es auf der Landkarte betrachtet, das Aussehen eines geographischen Dreiecks. Im Allgemeinen kann es als ein hohes, unregelmäßiges Plateau beschrieben werden, durchschnitten von tiefen engen Thälern und überfüllt mit zackigen Abhängen und kühn aufsteigenden, pyramidenartigen Gipfeln. Die östliche Seite dieses Tafellandes stützt sich an die Sierra (oder Gebirgskette) von Guadaloupe; der westliche Rand wird von den Mimbres gehalten. Diese Bergketten nähern sich allmählig, je weiter sie vom Süden aufsteigen, und stoßen zuletzt unter dem 40. Grade nördlicher Breite in einem sehr scharfen Winkel zusammen. Ihre vereinte Fortsetzung bilden die riesenartigen Felsengebirge. Ihre anfängliche Ausbreitung ist das Plateau von Neu-Mexiko, das durchgängig eine große Höhe hat. So liegt z. B. die Stadt Santa Fee 6846 Fuß über der Meeresfläche. Von diesem Gebiete kann man nicht sagen, daß es dem Ackerbau reizende Aussichten auf reichliche Entschädigung der verwendeten Mühe verspricht. Es ist eine Region von primitiven Felsen, in der sich unzählige Spuren vulkanischer Thätigkeit vorfinden. Hier sind dunkle Schluchten, hochgethürmte Spitzen, durchbrochene Stratas, Säulen von Tropfstein, Vesten von Basalt und Klippen von scharlachrother Farbe. Auch die Luft steht im Bunde mit der Erde, um die Hoffnungen des Landmannes zu täuschen.

Das Land liegt so fern vom Ocean und von jedem beträchtlichen Gewässer und die Oberfläche bietet eine so ungewöhnliche Höhe, daß Befeuchtung oder fruchtbarer Regen als eine Seltenheit betrachtet werden darf. Die spärliche Ausdünstung liefert kaum einen Thautropfen für die wilde Rose, oder schattirt kaum das azurne Himmelsgewölbe mit einem Fleckchen Wolke. Daher rührt die Trockenheit und Elasticität der Atmosphäre und die unübertreffliche Klarheit des Himmels.

Neu-Mexiko ist kein Garten der Ceres, und kann es nie werden. Demungeachtet ist es das Land der Sonne. Kein Klima des Erdbodens übertrifft es an Gesundheit. Hier erreicht das animalische Leben seine höchste Entwicklung und fühlt die wenigsten Krankheiten. Hier gibt es zahlreiche Heerden ohne jede Pflege und Sorge der Menschen, und die Weinrebe trägt reichlich im wilden Zustande. Unzweifelbare Thatsachen bezeugen außerdem das Vorhandensein eines vorzüglichen Mineralreichthums, denn der ganze Busen des dreieckigen Tafellandes ist mit Gold- und Silberadern durchsäumt. Viele der Eingebornen — arm an allen Dingen — sind reich an Goldstaub. Zahlreiche Minen, früher höchst ergiebig, sind wegen Mangel an Wasser und Merkur wieder aufgegeben.

Mayor Emory berichtet in den amtlichen Noten über seine militärischen Recognoscirungen des Landes, daß er auf verschiedenen Punkten seines Marsches häufige Spuren von Gold gefunden habe.

Die unwissenden trägen Mexikaner waren es jedoch nicht von denen man die Entwicklung der Hilfsquellen ihres Landes erwarten konnte. Außerdem hatten sie keine Beweggründe zu solchen Unternehmungen, da sie der Ueberfluß nur um so mehr der Plünderung aussetzte.

Die Navajoe- und Apache-Indianer bedrängten das Land mit unaufhörlichen Einfällen, und der Gouveneur von Santa Fe war ein geheimer Verbündeter der indianischen

Räuber. Dennoch wurden selbst während der verderblichsten Tage mexikanischer Mißregierung von amerikanischen Händlern und Trappern mehrere Entdeckungen wundervoller Minen gemacht. Aber durchgängig zerstörten die Wilden immer wieder die ersten Einrichtungen an solchen Stellen; denn sie bewiesen stets eine unversöhnliche Feindschaft gegen alle Goldjäger. Dieses sonderbare Vorurtheil läßt sich jedoch leicht erklären.

Alle Gebirgsstämme besitzen noch eine dunkle Tradition von Montezuma, ihrem einstigen Könige und Gotte, sowie von seinen kläglichen Schicksalen. Sie werden gelehrt, die Leidenschaft des weißen Mannes nach Gold als die Ursache des Sturzes ihres Reiches und der spätern Herabwürdigung ihrer Race zu betrachten. Das Sonnenfeuer ist gelöscht worden auf dem kalten Felsen von Pecas; aber es brennt noch in dieser oder jener wilden Höhle der Mimbres, und wird von unvermischten Abkömmlingen der königlichen Aztekken-Priesterschaft unterhalten bis auf diesen Tag. An seinem Altar wandern jährlich die Pilger vieler Nationen um anzubeten, und dort lernen sie ewigen Haß gegen die Götzendiener des Goldes.

Folgende Erzählung stützt sich auf authentische Thatsachen, die neuerdings veröffentlicht worden sind.

Will man uns erlauben, eine Prophezeiung zu wagen? —

„Ehe die Sonne des Septembers die rothen Klippen der Sierra Grande versilbert, — ehe der dunkle Strom des Prieto seine nächste Ladung gelben Erzes, von den herbstlichen Regengüssen den Höhen erloschener Vulkane abgeschwemmt, in den schnell fließenden Gila schüttet, wird das Fieber für Neu-Mexiko der jetzigen Wuth für Alta Californien gleichkommen, wo nicht gar dasselbe noch übertreffen!"

II.

Es war Sonnenuntergang am westlichen Abhange der Sierra des Los Mimbres — eine großartige und öde Scene, die jeder Schilderung spottet. Hier hatte der schäumende Gila sein enges Canon (Flußbett) durch massive Gebirge dichten Kalksteines gebohrt. Rund umher und oberhalb schienen festenartige Klippen bis in den Himmel aufgethürmt. Die am südlichen Ufer des schnellen Flusses sind eben und senkrecht wie die Mauern eines Pallastes. Gegen Norden hin ist die Schlucht wogenartig und gekrümmt, und an zwei Stellen verengt, wo der Prieto sein dunkles Wasser in den gefährlichen Hohlweg stürzt.

Wir wollen den Prieto hinauffahren, dessen schwarzer Sand das Gold verbirgt. Je weiter wir kommen, desto wilder werden die Gebirge. Wir sehen Basalt, Amygdaloid, Tropfstein, Gips, den Kalkstein des Jura und das spanische Guia — Wegweiser zum „Golde."

Das vulkanische Aussehen der Felsen steigert sich. Syenit wechselt mit Serpentin ab, wie in dem reichen Bergrücken von Anahuac. Sowohl animalisches wie vegetabilisches Leben verschwinden fast gänzlich. Ersteres wird blos von Nestern scheußlich behaarter Tarranteln repräsentirt, letzteres kann man nur in der Gestalt von sonderbar geformtem Cactus sehen, der gleich dämonischen Ohren aus den Riffen herausstarrt. Kein Flügel eines Vogels wirft einen flüchtigen Schatten auf die nackten Felsen; kein Heimchen zirpt in den klaffenden Spalten; kein grünes Blatt bewegt sich über den dürren „Arroyos;" kein Blumenkelch schickt seine Wohlgerüche in die Luft.

Wandeln wir hier in dem hohlen Mausoleum einer erstorbenen Welt? Hat schon irgend ein anderer Fuß als der unserige das Innere dieser unbeschreiblichen Wüste betreten? —

Endlich erweitern sich die senkrechten Wände des Prieto. Vor uns drängt sich ein kleines Thal von schwarzem Sande dazwischen, — Hängeweiden und verstreute Cottonholz-

Gebüsche umgürten den Fluß. Zuerst sehen wir eine blasse Rauchsäule guirlandenartig unter den niedrigen Baumgipfeln schweben. Die Luft ist rein, aber leicht; der Rauch kann in solcher Umgebung nicht aufsteigen, denn diese Schlucht liegt 6000 Fuß über dem Meere. — Jetzt flackert uns das Feuer unverhüllt entgegen und ein halbes Dutzend Männer lassen sich geschäftig um dasselbe blicken.

Es war im Anfange des October 1845, als die so eben erwähnte Gesellschaft an den Ufern des Prieto lagerte. An ihren gebräunten, furchtlosen Zügen und an ihrer eigenthümlichen Kleidung ließ sich auf den ersten Blick erkennen, zu welchem Menschenschlage sie gehörten — sie waren Gebirgs-Trapper. Ihre Gesichter sahen wie Eisen aus, und ihr Wille war Eisen. Ihre hirschledernen Jagdhemden zeigten lange flackernde Fransen; ihre Filzhüte waren mit rothen Bändern befestigt, und Stachelschweinfedern säumten ihre ledernen Hosen. Lange Messer, Tomahawks, schwere Büchsen, Tragsäcke und Maulthiere, — Alles kündigte ihren Beruf an. Und doch waren ihre Fallen nicht ausgepackt; obgleich sie sich hier schon mehrere Tage aufhielten, zierte dennoch kein Biberfell mit glänzendem, weichen Pelz die schmiegsamen Weidenpfähle in ihrer Nähe. Und dennoch war jeder emsig beschäftigt; allein ihre Arbeit schien für Trapper sonderbar. Sie rafften nämlich den Sand des trockenen Flußbettes mit Blechgefäßen und Lagerkesseln auf, wuschen den Schmutz mit einer schwingenden Bewegung ab und schütteten den Ueberrest in ihre Schrotbeutel, die ungeachtet ihres großen Umfanges beinahe schon voll waren.

„Wie uns das Glück entgegen läuft!" sagte Bill Weaver, ruhte einen Augenblick aus, und warf seine herumhängenden schwarzen Haarlocken mit dem Kopfe zurück, da sie ihm bei seiner früheren gebeugten Stellung über die Augen gefallen waren. „Wir kommen um Pelz zu jagen, und finden in einem Tage Gold genug, um uns in den Stand zu setzen, uns den ganzen Rest des Lebens Eins zu pfeifen."

Die fünf Andern lächelten und ihre Stirnen heiterten sich unter dem rinnenden Schweiße auf.

Aber sie hatten keine Zeit zum Schwatzen.

Da stieß plötzlich Red Tucker einen lauten Schrei aus, der dem Schlachtgeheul eines Indianers glich. An der Stelle, wo er mit seinem Tomahawk grub, zog er einen ungeheuren schimmernden Klumpen heraus, — dreißig Pfund solides Gold! — Jeder machte seinem Erstaunen durch Ausrufungen Luft, der ganze Trupp warf die Gefäße weg und begann mit Messern und Beilen zu wühlen. Goldstaub hatte keine Anziehungskraft mehr, da gelbe Stücke zu haben waren, und so kamen in der Nähe der ersten Fundstelle, noch mehrere massive große Klumpen ans Tageslicht während der Arbeit bis zum Einbruche der Nacht. —

III.

Wir wenden uns jetzt in derselben Region zu einer andern Scene. Mit Sonnenuntergang desselben Abends erscheint eine andere lebende und menschliche Gestalt einige Meilen höher hinauf am brausenden Prieto. Hier thürmen sich die schwarzen Berge zu einer schwindelnden Höhe auf, weichen aber auseinander und lassen einem breiteren Thale Raum, in dessen Mitte eine luftige spirale „Butte" von Tropfstein steht, die eine fleckige calcedonische Bekleidung trägt. Auf der westlichen Seite ist die Säule perpendikulär da wo der Fluß ihren Fuß bespült, und gegen Osten bildet sie eine scharfe Abdachung, so daß das Aufsteigen menschlicher Füße kaum möglich erscheint. Dennoch sahen wir am gefährlichsten Rande des Gipfels, scharf abgezeichnet gegen das dunkle Blau des Himmels, und dem Anscheine nach in den Luftregionen schwebend, ein junges, wunderschönes Mädchen. Ihre Brust und Arme von heller Olivenfarbe, und ihr Kopf — mit seiner Fülle raben-

schwarzer Locken — sind nackend, ausgenommen der spärliche Fleck, den die schneeweiße „Rebosa", welche um den zartesten Theil des klopfenden Busens geschlungen ist, verschleiert. Ihre dunklen Augen, in Feuer schwimmend, hält sie auf die Linie des Horizonts geheftet, wo der alte Tagesgott der Azteken im rothglühenden Westen versinkt.

Red Tucker findet einen 30 Pfund schweren Klumpen Goldes.

Sie ist eine Aztekin — eine Priesterin der Sonne — ein Abkömmling des königlichen Stammes.

Warum aber trägt ihr Gesicht den Schatten der Verzweiflung? Weßhalb stößt sie so schwere Seufzer eines brechenden Herzens aus? Warum murmelt sie mit blassen Lippen:

„Ich bin unwürdig ein so reines Licht anzubeten, während meine ganze Seele von den Flamen einer unheiligen, menschlichen Leidenschaft verzehrt wird, die kein Bußgebet zu unterdrücken vermag! Wehe mir, — so ist es immer! Das Herz der Jugend läßt sich nicht zügeln von ascetischen Gelübden. Der Enthusiasmus mag auf einen Augenblick triumphiren, aber die Natur nimmt ihre volle Rache!"

Als die Sonne hinter dem Dome eines fernen Berges verschwand, stieg Azulia die Vestalin die Fesentreppe hinab, und suchte ihre Wohnung in der ungeheuren Höhle einer nahe gelegenen Klippe. Wir wollen durch ein Thor von purpurnem Porphyr, der mit Kristallen von Feldspath schimmert, in den Raum der unterirdischen Halle treten. Das Thor ist weit genug, um ein Chariot einzulassen und leitet in einen prachtvollen Tempel von so wunderbarem Umfange, daß Rom's berühmtes Pantheon aller Götter im Vergleiche nur als ein hohles Kieselsteinchen erscheinen würde. Wir haben nicht Raum für eine nähere Beschreibung, noch weniger Neigung, eine solche getreu versuchen zu wollen.

Ein interessanter Anblick fesselt jedoch die Aufmerksamkeit. Wir stehen im letzten Zufluchtsorte der Kinder Montezuma's. Hieher wurde vom verlassenen Felsen von Pecos das ewige Feuer gebracht. Die Flamme, welche vor tausend Jahren durch einen Focus von Sonnenstrahlen entzündet wurde, brennt noch so hell wie jemals. Aber Pomp und die Pracht seiner königlichen Priester sind vergangen um nie wieder zu kehren. Der Altar, einst vierzig Fuß im Durchmesser und mit Juwelen besetzt, süße, berauschende Düfte ausströmend, ist jetzt blos ein schmaler Vorsprung in einer Nische von grauem Kalkstein und verbreitet keine Wohlgerüche. Die Hierarchie ist auf weniger als ein Dutzend meistens betagter Männer und Weiber zusammengeschmolzen, — sämmtlich abgezehrt von der brennenden Hitze und dem unaufhörlichen Wachen, das ihr trauriger Beruf bedingt. Nur Eine Person scheint mit einer Lebenskraft begabt, die der sengenden Atmosphäre zu widerstehen vermag, — die schöne Azulia, die einzige Vertreterin des königlichen Geschlechts der Montezuma. Ein blendendes Bild der Sonne, auf gediegenes Gold gezeichnet, schimmert ihrem Herzen gegenüber, und daneben ist der symbolische Adler mit ausgebreiteten Flügeln, — auf denen Rubinen strahlen, — wie er auf dem goldenen Kreuze sitzt, zu sehen. Priester mit weißen Häuptern bezeigen ihre Erfurcht. Sie wird mehr angebetet, als selbst das heilige Feuer.

„Tochter Montezuma's" — sagte Velasco, der Hoheprieſter — wir Alle müssen heute Nacht wachen und beten. Kein Auge soll in vergessendem Schlaf geschlossen werden, bis die Gottheit des Tages wieder wacht auf ihrem Throne von Amethyst. Die verfluchten Goldsucher, Mörder unserer großen Vorfahren, sind jetzt in diese entlegenen Berge eingedrungen. Aber die federngeschmückten Krieger richten sich bereits zur Schlacht. Wir müssen deshalb unsere Verehrung verdoppeln, und mit unserer Hilfe soll das letzte Bleichgesicht mit seinem eigenen Blute geröthet werden!"

Die Vestalin wurde blaß wie Schnee und fragte mit zitternder Stimme: „Müssen sie Alle sterben? Sollen wir gar kein Erbarmen üben?"

„Alle!" antwortete mit fester Stimme und einem Blick voll kochender Wuth der Hoheprieſter.

IV.

Umschlungen von den Armen eines östlichen Zweiges der Mimbres liegt ein kleines Thal. Es scheint etwas weniger öde als das umherliegende Land im Allgemeinen. Hier wachsen gruppenreiche Cedern, Lebenseichen und langblätterige Fichten. In der Mitte des

Thals sehen wir einen niedlichen, kegelartigen Hügel mit sehr eigenthümlicher Oberfläche, über und über bedeckt mit Eisenpyriten und dem rothen Kupferoxyd. Fünfzehn Schachte sind an eben so vielen verschiedenen Punkten in die Seiten des Hügels gesenkt, und rund umher erhebt sich ein blühendes Dörfchen von netten Häusern, — überall großen Reichthum zeigend.

Welche Ursache kann diese wilde Gebirgsschlucht, 250 Meilen von Santa Fe entfernt, bevölkert haben? Welcher Abenteurer wagte es, eine Stadt im Gebiete der wilden Apachen zu erbauen? Sollten sich feige Mexikaner so weit hinaus wagen, da sie schon in den Thälern des Puerco und des obern Rio Grande um ihre „Rancherias" zittern?

Es ist der Minirort Mr. Knigth's, eines der ersten Amerikaner in Mexiko, der aus dem Hügel dort, in Form von Kupfer, Silber und Gold eine unermeßliche Menge gegraben und gewonnen hat. Noch viele Andere haben solche kolossale Reichthümer aufgehäuft, daß selbst die geizigste Gier damit befriedigt würde, und zogen sich zurück, um in civilisirten Regionen sich derselben zu erfreuen. Der jetzige Haupteigenthümer ist Alfred Ellis, ein junger Caroliner, ritterlich, unternehmend und gebildet.

Als die Sonne an oben erwähntem Abende unterging, herrschte im Dorfe der Mimbres-Minen viel Leben und Regsamkeit. Die bedeutendsten Arbeiter, sämmtlich blauäugige Angelsachsen, wurden bei ihrer beschwerlichsten Thätigkeit von Indianern und mexikanischen „Peoes" unterstützt. Große Massen Kupfer, vermischt mit Goldstückchen, erhoben sich aus den verschiedenen Schachten, dann und wann auch schwere Klumpen Silbererz. Alles wurde auf roh gezimmerte Handkarren gehäuft und in ein nahe stehendes starkes Steingebäude gefahren.

Aber Alfred Ellis, der Besitzer dieser kostbaren, sich häufenden Schätze, schien nicht in sehr heiterer Stimmung zu sein, wie sonst ein so außerordentlicher Gewinn hervorzurufen pflegt. Er stand in der Nähe und sah zu, daß die Vorräthe gehörig eingebracht wurden. Ein trüber Schatten ruhte auf seiner männlichen Stirn, und sein umherschweifendes Auge fiel oft auf einen sonderbaren Schmuck, den er um den Hals trug. Es war dies ein Pfeifenhalter in Form eines Herzens, gefertigt aus solidem Golde, verziert mit höchst werthvollen Edelsteinen. Nur dieß eine Zeichen von Reichthum trug er an sich, im Uebrigen war seine Person, gleich den andern Bergleuten, vom Kopf bis zum Fuß in Hirschleder gekleidet.

Die Tagesarbeit war beendet. Mit Eintritt des Zwielichts schlenderte Ellis, höchst zerstreut in nördlicher Richtung aus dem Dorfe nach einer kleinen Gruppe Weiden zu, die eine Quelle von eisiger Kühle umgränzten. Plötzlich ward er aus seinen Träumereien aufgeschreckt, als ein indianischer Krieger in vollem Costüm, aus dem hellgrünen Gebüsch rasch auf ihn hervordrang. Schon in dem nächsten Augenblicke hatte er ein Pistol aus dem Gürtel hervorgezogen und trat dem Wilden entgegen. Als sie einander gegenüberstanden, zog der Wilde aus den Falten seines Jagdhemdes ein massives, goldenes Bild der Sonne hervor, überreichte dasselbe Ellis, und entfernte sich gleich wieder darauf, ohne auch nur ein Wort weiter zu sagen.

Sobald sich sein Erstaunen etwas gelegt hatte, untersuchte Ellis das ihm auf so sonderbare Weise gewordene Geschenk sorgfältig. Eine dünne Kette von Silber verband das Bild mit einem Pfeifenhalter, der dem an seinem Halse hängenden vollkommen gleich war. Aus seinen Augen leuchtete neugieriges Vergnügen, als er leise die Worte: „Ein Geschenk von Azulia!" zu sich selbst sprach. Aber tiefe Blässe überzog sein Gesicht, als sein Blick auf die Kehrseite des Bildes fiel, worauf in außerordentlich kleinen Figuren mit einem scharfgespitzten Instrumente mehrere, sich kreuzende Degen eingegraben waren.

„Es ist eine Warnung vor Gefahr," — sagte Ellis mit einem tiefen Seufzer. „Die Apachen und Navajoes haben sich verbündet, um uns zu vertilgen. Ich fürchte sie

nicht! Aber Eins fürchte ich. Ich könnte Eine auf immer verlieren, Eine, die mir theurer ist als alle Minergle dieser Berge!"

V.

Eine Woche war seit diesen drei verschiedenen Scenen verflossen. Das Minen-Dorf schien gänzlich verändert, besonders was die Beschäftigung seiner Bewohner anbetraf. Die mexikanischen Frauenzimmer — Weiber der Arbeiter — waren in ihren fest verwahrten Häusern verschlossen, und die Männer, einige 50 an der Zahl, paradirten am westlichen Abhange des Hügels, als erwarteten sie einen feindlichen Besuch. Diese befremdende Erscheinung klärte sich bald auf, eine unermeßliche Staubwolke kam rollend herab an einem tiefen Arroyo der Mimbres, und zugleich erschallte von dorther ein betäubendes Geheul. Am Fuße des Abhanges, wo der Sand aufhörte und Kupfererz begann, brach sich die Wolke und enthüllte zahlreiche Reihen indianischer Reiter, die im gestreckten Galopp heranbrausten. Alle trugen auf ihren Köpfen ein spitziges Paar Büffelhörner oder andere Zeichen wilder Thiere, und Ueberreste der zottigen Häute hingen an ihren Rücken herab. Der übrige Theil ihrer Körper war mit verschiedenen Farben bemalt. Vollständig bewaffnet mit Musketen, Speeren, Bogen und Pfeilen und ungewöhnlich stark an numerischer Zahl, war der erste Stoß ihres Angriffs furchtbar. Der verzweifelte Muth der Amerikaner würde vielleicht dieser Gefahr gewachsen gewesen sein, wenn nicht ein anderer zahlloser Trupp ihre Flanken und ihren Rücken angefallen hätte, während weiter rückwärts das Jammergeschrei der Weiber und Kinder in jedem Gebäude des Dorfes die allgemeine Plünderung ankündigte. Binnen einer Stunde war das Treffen vorüber und die Vertheidiger der Minen meistens erschlagen. Die Ueberlebenden wurden einem noch schrecklicheren Schicksale vorbehalten: die Männer zur blutigen Opferung; die Weiber zur Gewaltsamkeit und lebenslänglicher Sklaverei.

So sind die Kriegsgebräuche der Apachen!

Die Gefangenen wurden auf Pferde und Maulthiere, die für diesen Fall schon vorgesehen waren, gesetzt, und eiligst über das Mimbres-Gebirge geführt. Am vierten Tage erreichten sie das tiefe Thal des Prieto und hielten vor der spiralen „Butte" neben dem Höhlentempel, in welchem das ewige Sonnenfeuer der Azteken brannte. Hier wurden die Weiber und Kinder unter die Sieger vertheilt und ein ungeheurer Scheiterhaufen für die amerikanischen Männer errichtet. Jedes der unglücklichen Opfer band man an einen abgesonderten Pfahl, worauf der Henker mit einem brennenden Holzstück den leicht entzündbaren Haufen von dürren Sträuchern ansteckte. Eine prasselnde Feuersäule loderte in der Mitte auf und breitete sich schnell bis zum Rande aus. Dann stieß die versammelte Menge, unter der sich die heilige Hierarchie befand, ein so teufliſches Jubelgeheul aus, daß es die Klippen der benachbarten Berge zu erschüttern schien.

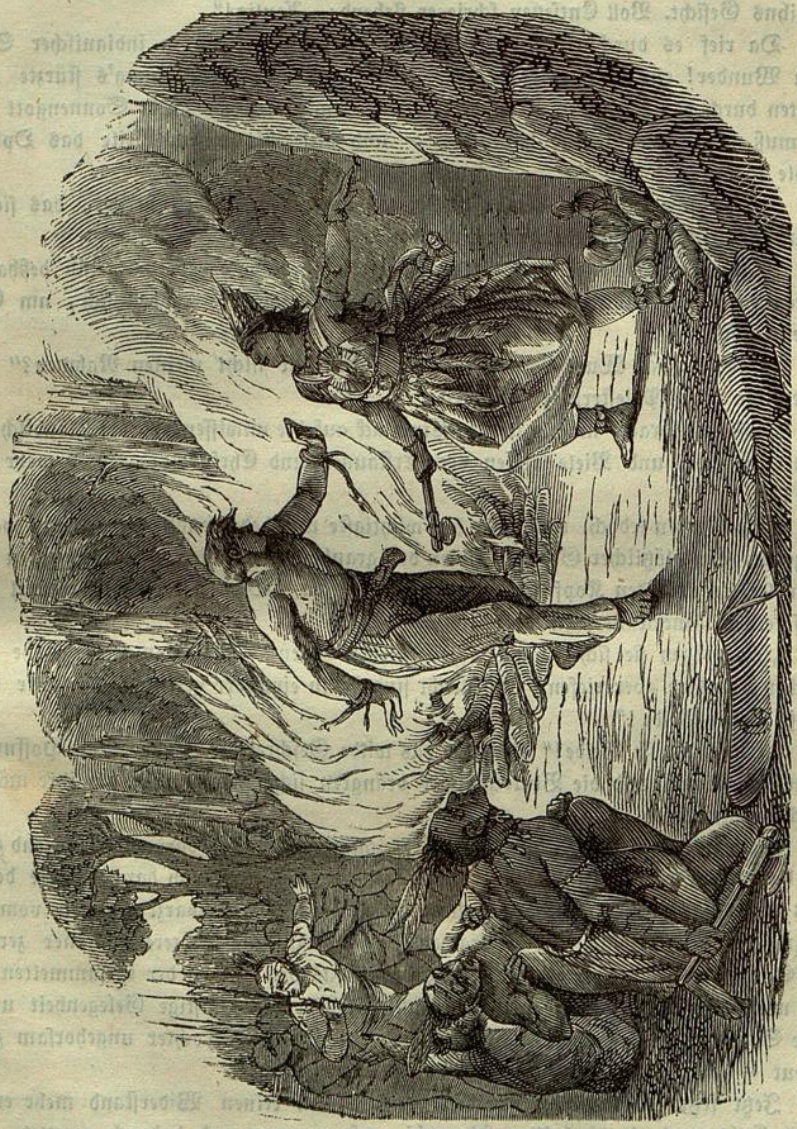
Alfred Ellis warf einen Abschiedsblick gegen den Himmel, der so hell und blau schimmerte wie in den Tagen seiner Knabenjahre. Er dachte an seine verwitwete Mutter und liebevolle Schwester — weit, weit entfernt in Charlestown, am entlegenen Meere, und sagte zu sich selbst: „O verfluchter Dämon des Goldes! Du hast mich hieher gebracht, und die einzigen Herzen gebrochen, welche mich jemals liebten!"

„Sprich nicht so!" rief eine Stimme in Tönen des zärtlichsten Pathos. Diese Worte schallten in seiner eigenen theuren Sprache an sein Ohr.

Der verzweifelte Mann faßte einen schwachen Hoffnungsstrahl, richtete seinen Blick auf die dunkle, wilde Menge, sah aber nichts als absprechende Züge, in denen sich Rachsucht und unaussprechlicher Haß malten.

Er mußte sich getäuscht haben, — — und dennoch konnte es nicht sein, er kannte diese Stimme nur zu gut. —

Sie hatte ja unter den Wäldern von Pecos seiner Seele den warmen Hauch von tausend Schwüren zugelispelt. Aber — — —



Die rothen Flammen krochen auf ihn zu, — er fühlte bereits ihre Annäherung, die sengende Hitze; mehrere seiner Unglücks-Genossen loderten schon hell auf und jedesmal kündigte ein allgemeines Geheul an, wenn einer in Brand gerieth. Der Wind blies von der Seite, auf welcher sich Ellis befand und dies verlängerte seine entsetzliche Todesqual.

Da sagte er laut, im tiefsten Seelenschmerz: „Azulia, die Vestalin, konnte es nicht sein. Sie hat mich vergessen, oder liebte mich vielleicht nie!"

„Sprich nicht so!" — rief wiederholt eine klare Stimme — sie ist Dir nahe, und wird dich retten, oder — — das Feuer mit Dir theilen!"

Ellis blickte forschend umher, konnte aber durch den dicken Rauch nur die wildgierigen Gestalten der nackten Apachen erkennen.

Da änderte der Wind ein wenig seine Richtung und die flackernde Flamme schlug ihm ihns Gesicht. Voll Entsetzen schrie er flehend: „Azulia!"

Da rief es durchdringend, wie Trompetengeschmetter, in indianischer Sprache: „Ein Wunder! ein Wunder!" — Und die letzte Tochter Montezuma's stürzte mit den Worten durch den heulenden Kreis der Wilden zum Holzstoß: „Der Sonnengott gebietet, und muß sein Opfer lebend haben!" — und hieb mit einem Beile das Opfer vom Pfahle los.

Diese rasche That rief großes Erstaunen unter den Wilden hervor, das sich gleich darauf in zornige Unzufriedenheit verwandelte.

„Das ist ihr Häuptling! — der Häuptling der Goldgräber — und deßhalb muß er brennen!" — brüllten Hunderte, und hundert Tomahawks erhoben sich, um Ellis zu Boden zu schlagen.

„Habt ihr das Wunder nicht gesehen? Rief er nicht meinen Nahmen?" — entgegnete die blasse Priesterin entschlossen.

Diese Einsprache machte großen Eindruck auf die unwissenden, abergläubischen Kinder der Wüste, und Viele riefen vor Erstaunen und Ehrfurcht: „Es ist wahr! Es ist wahr!"

Eine Person jedoch, und zwar die wichtigste und bedeutendste von Allen, war nicht überzeugt. Ein plötzlicher Gedanke schien den grauhaarigen Priester zu durchzucken und er murmelte, traurig den Kopf schüttelnd, die Worte: „Sie lebte früher einmal in dem Hause eines Amerikaners zu Peeos!" —

„So mögen sie sich einander schon gesehen haben!" heulten mehrere nahe stehende Apachen; Andere aber riefen: „Vielleicht sind sie in einander verliebt! — Wir verbrennen sie lieber Beide!"

„Verbrennt sie Beide!" erschallte das wilde Geschrei der Menge, jeder Hoffnung den Todesstoß gebend, und die Blutdürstigen drängten sich zugleich vor, um ihre mörderische Absicht auszuführen.

Doch jetzt kam die Natur selbst — gleichsam wie aus Erbarmen — rettend zu Hilfe. Ein dumpfes Dröhnen ließ sich in den Bergen vernehmen, gleich darauf rollte der Stoß eines Erdbebens vorüber und brach einen riesenhaften schwarzen Felsen vom Gipfel der großen „Butte" ab, welcher krachend herabstürzte und mehrere Indianer zermalmte. Ein Schrei der Angst und des Entsetzens brach aus den Herzen der versammelten Menge. Mit wundervoller Geistesgegenwart benutzte Azulia die günstige Gelegenheit und rief: „Die Sonne ist zornig über Euch, daß Ihr es wagt, ihrer Tochter ungehorsam zu sein! Bereut — laßt ab, — und sie wird Euch wieder vergeben!"

Jetzt setzte man den Wünschen der Vestalin keinen Widerstand mehr entgegen: Alfred Ellis wurde in die heilige Hierarchie aufgenommen und dadurch gerettet.

Einige Nächte später, als die Liebenden allein waren und das ewige Feuer bewachten, theilte Azulia ihrem Geliebten mit, welches Schicksal Bill Woaver und seine Trapper-Gesellschaft getroffen habe, deren wir früher erwähnten. Nachdem sie aus dem schwarzen Sande des Prieto ganze Maulthierladungen Gold gegraben hatten, wurden sie im Schlafe von den rachsüchtigen Apachen überfallen und auf den Kohlen ihres eigenen Lagerfeuers gebraten!

Einige Monate nach der blutigen Niedermetzelung der Goldgräber in den Mimbres-Bergen brach ein Morgen an. Der alte Priester Velasco stand spät auf und und als er in den Tempel trat, fand er das ewige Feuer in seiner letzten „Estruffa" erloschen. — Die Wächter und alle Juwelen, die seit Jahrhunderten gesammelt, und die in der heiligen Sonnenkiste verwart wurden, waren fort. Alfred Ellis und Azulia, die letzte Tochter der Montezumas, hatten in der vorhergegangenen Nacht das Wächteramt gehabt.

Ein Charakterzug Washington's.

(Geschichtliche Skizze.)

Im Jahre 1756 bewohnte ein angesehener Mann, Mr. Beverly Robinson, ein Haus im Staate New-York, das für ein Muster der Eleganz und Bequemlichkeit gehalten wurde, obgleich es unserem jetzt herrschenden Geschmacke keineswegs entsprochen haben würde. Noch vor 6 Jahren stand es, sehr wenig geändert, am jenseitigen Ufer des Hudson, zwei Meilen von West-Point. Mr. Robinson erfreute sich all des Luxus, den man zur damaligen Zeit in der Colonie kannte. So besaß er z. B. eine große, massiv silberne Theeurne, von der behauptet wurde, daß sie das erste derartige Gefäß und lange Zeit das einzige war, welches in Amerika zur Theebereitung gebraucht wurde. Im Uebrigen war in dem so sehr bewunderten Hause der Raum zwischen dem Fußboden und der Decke außerordentlich niedrig, ja in einigen Zimmern zeigten sich die massiven Sparren unbedeckt, wie es dem sehr primitiven Aussehen des Gebäudes entsprach.

In diesem Hause wurden zwei Generationen der Familie Robinson geboren, welche sämmtlich mit unerschütterlicher Treue an ihrem Monarchen hingen und dessen Rechte bis zum letzten Augenblicke vertheidigten, als die Colonien den Kampf für ihre Unabhängigkeit gegen England begannen. Und in diesem Hause war es auch, wo der einzige Sieg — von dem man jemals hörte — über George Washington errungen wurde.

Im Jahre 1756 besuchte der Oberst Georg Washington von Virginien, ein hochgewachsener, stattlicher, wohlgestalteter Gentleman von der polirtesten Haltung und von sorgfältigem Aeußern (Franklin sagt von ihm: „eine hübsche, imponirende, ceremoniöse und würdevolle Person"), seinen treuen und sehr geschätzten Freund Beverly Robinson, und sprach die Absicht aus, viele Wochen lang sein Gast bleiben zu wollen. Zeph, ein grinsender Negerdiener, wurde beordert, seines Herrn Portmanteau hinein zu tragen, — es wurde frisches Holz in den breiten und lustig flackernden Feuerheerd geworfen, eine Extra-Flasche echten alten Madeira's auf die Tafel gestellt, und Oberst Washington, als willkommener Empfänger althergebrachter und ungezügelter Gastfreundschaft, eingeführt*).

Bei Herrn und Madame Robinson sitzend, überhäuft von beiden mit Aufmerksamkeiten, und im Genusse jeder Bequemlichkeit, zeigte der Gast dennoch Unruhe und Unstätigkeit. Man bemerkte, daß jeder Schall einer sich öffnenden oder schließenden Thür ihn aus der Apathie aufstörte, in die er verfiel, sobald es sich zeigte, daß Niemand in das Zimmer kam. Seine Unruhe wurde so auffallend, daß ihn Herr Robinson, wiewohl vergeblich, aufzumuntern suchte, bis endlich Madame Robinson zu Hilfe kam und den Obersten unumwunden anredete.

„Bitte, Freund Washington, dürfen wir Sie um die Ursache Ihrer Verstörtheit fragen? Mir scheint, es gibt irgend einen Grund dafür, der an uns liegen könnte; deshalb bitte ich, sprechen Sie!"

Washington nahm sich zusammen und betheuerte, es sei für ihn durchaus nichts

---

*) Da die Besitzer dieses sehr bedeutenden Grundeigenthums Partei gegen die Amerikaner genommen hatten, so gehörten sie auch zu den Opfern des Confiscationsaktes und ein großer Theil des Besitzthums wurde eingezogen. Das Reversions-Interesse blieb jedoch unverkümmert und 1809 kaufte es John Astor für 100,000 Dollars an sich. Dafür erhielt Astor 19 Jahre später vom Staate New-York die Summe von 500,000 Dollars.

Unangenehmes vorgefallen, und daß es keines weiteren Reizmittels zu seinem jetzigen oder späteren Glücke bedürfe, als die Neigung seiner Freunde.

Doch Mad. Robinson achtete nicht auf seine Worte und setzte mit ihrem Gemahle hartnäckig die Bemühungen fort, sein Geheimniß zu entschleiern.

Washington, endlich ermüdet von den freundlichen Zudringlichkeiten, lehnte sich — damals zwanzig Jahre vor seiner unsterblichen Größe — über die Tafel, spielte mit seinem Glase, suchte sich ein gleichgiltiges Aussehen zu geben und flüsterte, zu Madame Robinson gewendet, nur das einzige Wort „Mary."

„Mary?" fragte Mad. Robinson etwas erstaunt, als könne sie nicht begreifen, was Washington damit sagen wolle.

„Ist sie wohl? hält sie sich noch bei Ihnen auf?" frug Washington weiter.

„Ja wohl, theurer Freund; sie ist in unserem Hause," antwortete die Hausfrau.

Nach diesen wenigen Worten wurde Washington wieder stumm und nachdenkend, während Mann nnd Frau mehrere bedeutungsvolle Blicke mit einander austauschten, und Mad. Robinson nach einigen Minuten das Zimmer verließ. Nach Verlauf einer kurzen Zeit kehrte sie in Begleitung einer schönen jungen Dame zur Gesellschaft zurück, bei deren Erblicken Washington freudestrahlend aufstand, und sie mit allen Zeichen einer innigen Neigung begrüßte.

Die junge Dame war Miß Mary Phillipse, die Schwester der Mad. Robinson und Tochter des Besitzers des Phillepse-Estats.

Von demselben Augenblicke als sie erschien, kehrte auch Washingtons Munterkeit zurück, und wie sonderbar es nach europäischen Sittlichkeitsbegriffen klingen mag, so finden wir bereits nach Mitternacht diese junge Dame und den Obersten allein und in tiefem Gespräch, denn Herr Robinson und dessen Gattin hatten bereits die Ruhe gesucht. Was das Merkwürdigste aber blieb, war, daß das Tageslicht die Beiden in ihrer Unterhaltung überraschte, ohne daß sie es merkten.

Wir fragen, was konnte diese Unterhaltung so sehr verlängert haben? — Vielleicht gegenseitige Liebe? —

Werfen wir einen Blick auf die Gruppe.

Die junge Dame behauptete ein Hauteur, das ihr Gesellschafter blos in späteren Jahren zu übertreffen vermochte, und beide beobachteten eine strenge ceremoniöse Entfernung von einander. Aber Washington, hingerissen von der seltenen Anmuth der Dame, war bemüht, ihr Herz zu gewinnen, und bot deshalb seinen ganzen Geistesreichthum auf, um dies Ziel zu erreichen. Als das kalte Grauen der Morgendämmerung die finstern Wolken im Osten durchbrach, legte er in wenigen gemessenen Worten sein Geständniß ab und betheuerte, daß er die Hoffnung hege, sie werde ihm ihre Hand schenken. Die Dame zögerte mit ihrer Antwort. War dies Verschämtheit der Jungfrau, die ihren Lippen nicht das Geständniß der Zuneigung anzuvertrauen wagte, oder war es etwas anderes? — Armer Washington! Sie achtete dich, aber liebte dich nicht, und scheute sich dir den Stand ihrer Gefühle mitzutheilen. Doch die Offenheit der jungen Dame siegte über das Zartgefühl und sie bekannte Washington in gewählten Worten, daß sie bereits einen Andern liebe, daher auf seine Hand verzichten müsse.

Der größte Mann der Neuzeit hörte sprachlos diese nicht geahnte Antwort. Mit zusammengepreßten Lippen und bleichem Gesichte verließ er das Zimmer, als so eben die alte Negerin des Haushalts eintrat, um die Vorbereitungen zum Frühstück zu treffen. Washington suchte sein Gemach auf, warf sich dort angekleidet auf's Bett und überließ sich dem Sturme seiner aufgeregten Gefühle. Er liebte wahrhaft, und litt Folterqualen, weil er sich zurückgewiesen sah. Er fühlte sich unglücklich; der spätere Ueberwinder von Tausenden braver Männer fühlte sich unaussprechlich elend! Was er

in diesen Stunden empfunden haben mag, ist nur Gott bekannt geworden und er kämpfte ritterlich mit seinen Gefühlen. Der einzige Sieg, welcher ihm je abgerungen wurde, durchfuhr seine männliche Seele und er schwieg dann.

Auf der gewaltigen Fluth der Zeit rollten Jahre dahin. — George Washington war der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen, welche den Engländern gegenüber standen, und Beverly Robinson war Oberst des loyalen amerikanischen Regimentes, das in seinem Staate organisirt worden, und worin sein Sohn als Oberstlieutenant diente. — Das Haus von dem wir oben sprachen, befand sich im Besitze der Rebellen und wurde von Arnold, dem Verräther besetzt gehalten *). Später benutzte es Washington zur temporären Wohnung.

Gleichzeitig erwarb sich auch Roger Morris, der Gatte von Mary Phillipse, als Mitglied des Colonierathes, und als hervorragender Tory einen Namen **), und nur wenige der Betheiligten unterhielten noch freundschaftliche Gefühle gegen einander.

Leider hatte die Zeit in ihrem Laufe Aenderungen geschaffen, welche die engsten Bande der Freundschaft und Verwandtschaft auflösten. Diejenigen, welche vor dem Ausbruche des Krieges in der innigsten Verbindung standen, waren sich jetzt studirte Fremdlinge, die sich sogar die gegen einander gezogenen Degen vor die Brust hielten. Selbst Söhne und Väter entfremdeten sich und standen einander in feindlichen Reihen gegenüber, wie z. B. der Sohn des berühmten Staatsmannes Dr. Franklin, und man darf nicht glauben, daß die loyalistischen Freunde des Obersten George Washington ein besseres Schicksal traf als Andere. Jahrelang hatte Washington seine alten Hudsonriver-Freunde nicht mehr gesehen. Mary Phillipse's Gatte, Roger Morris, war ihm persönlich unbekannt, — und den ergrauten, von Sorgen gebeugten Beverly Robinson, würde er kaum wieder erkannt haben.

Andre wurde eingefangen und zum Tode verurtheilt. Während dieser der Obhut des General Woodhull anvertraut war, machte ihm Herr Robinson, in der Würde eines Commissärs, wodurch er persönlich geschützt wurde — einen Besuch. Doch in welches Erstaunen gerieth Washington, als er weinige Tage vor der Hinrichtung Andre's, von seinem alten Freunde und Gastgeber Robinson einen Brief erhielt, worin er auf die frühere Freundschaft sich bezog und alter Erinnerungen halber sich eine geheime Privatunterredung erbat.

Washington gewährte das Verlangen und spät in der Nacht wurde Herr Robinson, in Begleitung einer, dicht in einen Mantel gehüllten Person, in das Zimmer des Generals geführt. Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer, deren Lebensstellung so verschieden von einander war, schweigend an. Doch die Erinnerung an vergangene herrliche Tage gewann die Oberhand, nnd beide umarmten sich. Washington erlangte zuerst seine Selbstbeherrschung wieder, wand sich los, richtete sich mit unnachahmlicher Würde auf und sagte:

„Nun Sir — Ihr Geschäft?"

„Besteht nur darin — entgegnete Robinson mit erstickter Stimme — für Andre zu sprechen."

„Es ist Ihnen bereits meine letzte Entscheidung mitgetheilt worden," sagte Washington ernst und kalt.

„Ich komme, um nochmals zu bitten," sagte Robinson im schwankenden Tone.

---

*) Ehe noch Sir Henry Clinton, oder sonst Jemand von Arnold's Treulosigkeit und Andre's Projekten etwas erfuhr, wußte Beverly Robinson alle darauf bezüglichen Umstände. Einer seiner Großenkel praktizirt gegenwärtig noch als Advokat in New-York.

**) Er war Adjutant Braddock's und der Waffengefährte des General Washington gewesen.

„Vergeblich, Sir. Wenn er mein eigener Sohn wäre, so müßte er die Strafe für sein Vergehen erdulden. Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen; — Sie werden von seinen Tugenden, seinen Schwestern, seinem Range, von mildernden Umständen sprechen, vielleicht sich bemühen, mich von seiner Unschuld überzeugen zu wollen."

Nach diesem Bescheide kämpfte Herr Robinson einige Secunden mit seiner Gemüthsbewegung. — Doch unfähig sie länger zu unterdrücken, stieß er ein einziges Wort mit so ergreifendem Accent aus, daß er über den Schall seiner eigenen Stimme erschrack. — Dieses Wort war „George!"

Da antwortete der große Mann, besonderen Nachdruck auf jeden militärischen Titel legend: „General Washington, Oberst Robinson!

„Genug denn; — fuhr Herr Robinson fort — noch habe ich ein Argument. Schlägt mir das fehl, so bin ich fertig. Sehen Sie hier General, meinen Freund!"

„Nun? — was will er?"

Ohne eine Antwort zu erhalten, fiel der schwere Mantel, in den sich der geheime Freund gehüllt hatte, zu Boden, und die gereifte Gestalt der Madame Moris stand vor dem erstaunten Washington. Nur ein Ausruf entfuhr ihm: „Mary!"

Die darauf folgende Spannung der Gefühle war schmerzlich, aber kurz.

Washington hatte sich rasch gesammelt und sprach, Madame Morris ernst betrachtend: „Dieses Spielen, Madame, ist unter Ihrer Stellung und meiner Würde. Ich bedauere, daß Sie mit der Nachricht zu Sir Henry Clinton zurückgehen müssen, daß Ihre beste Verwendung fehlgeschlagen ist; — und sich zu einem seiner Adjutanten wendend, während er selbst die Thür öffnete, und sich verbeugend empfahl, sagte er: — „Sorgen Sie dafür, daß diese Personen wohlbehalten über die Linien geleitet werden."

Geärgert und beschämt verabschiedete sich Hr. Robinson und seine Schwägerin. Die Dame hatte sich einmal einer Eroberung gefreut, für eine zweite war Washington's Brust uneinnehmbar. Washington konnte mit aller Gluth seiner starken Seele lieben, aber — kein Schwächling sein.

Wiener Reise- und Gebirgs-Skizzen.

I.

„Also, da wären wir in Gloggnitz, meine Herren!" sagte ein großer, starker Herr, als so eben die Lokomotive mit ihrem Lastzuge in den Gloggnitzer Bahnhof einfuhr, zu seinen beiden Begleitern, welche im Gegensatze zu ihm, schlanke und muskelkräftige Gestalten waren. Damit wir aber den Lesern gegenüber ein für allemal mit der Präsentation dieser drei Herren fertig werden, wollen wir den Ersteren „den Dicken", den Zweiten „den Professor" und den Dritten „den Hauptmann" nennen.

„Ehe wir von hier in's Gebirge hinaufsteigen, lasset uns für den Leib sorgen, denn ich habe Hunger und Durst!" sagte beim Aussteigen der Professor zum „Dicken", welcher seinen Reisesack in der einen und den Regenschirm in der andern Hand, eilig zu einem der dort haltenden Lohnwägen schritt.

„Bin ganz derselben Meinung!" sagte auch der Hauptmann und alle Drei nahmen nun um einen Tisch im Freien Platz. Die Tafel war bald beendet, ein Lohnwagen gemiethet und wir sehen jene drei Herren auf demselben rasch dem Semmering entgegenrollen. Im „Erzherzog Johann" wollte man die erste Nachtstation machen.

Es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags sein als man das romantische Klam erreichte. Unsere drei Herren befanden sich in der herrlichsten und besten Stimmung, welche durch die mächtigen Natureindrücke, die hier von allen Seiten, wohin das Auge nur schweifen mag, demselben zugeführt werden, noch erhöht wurden.

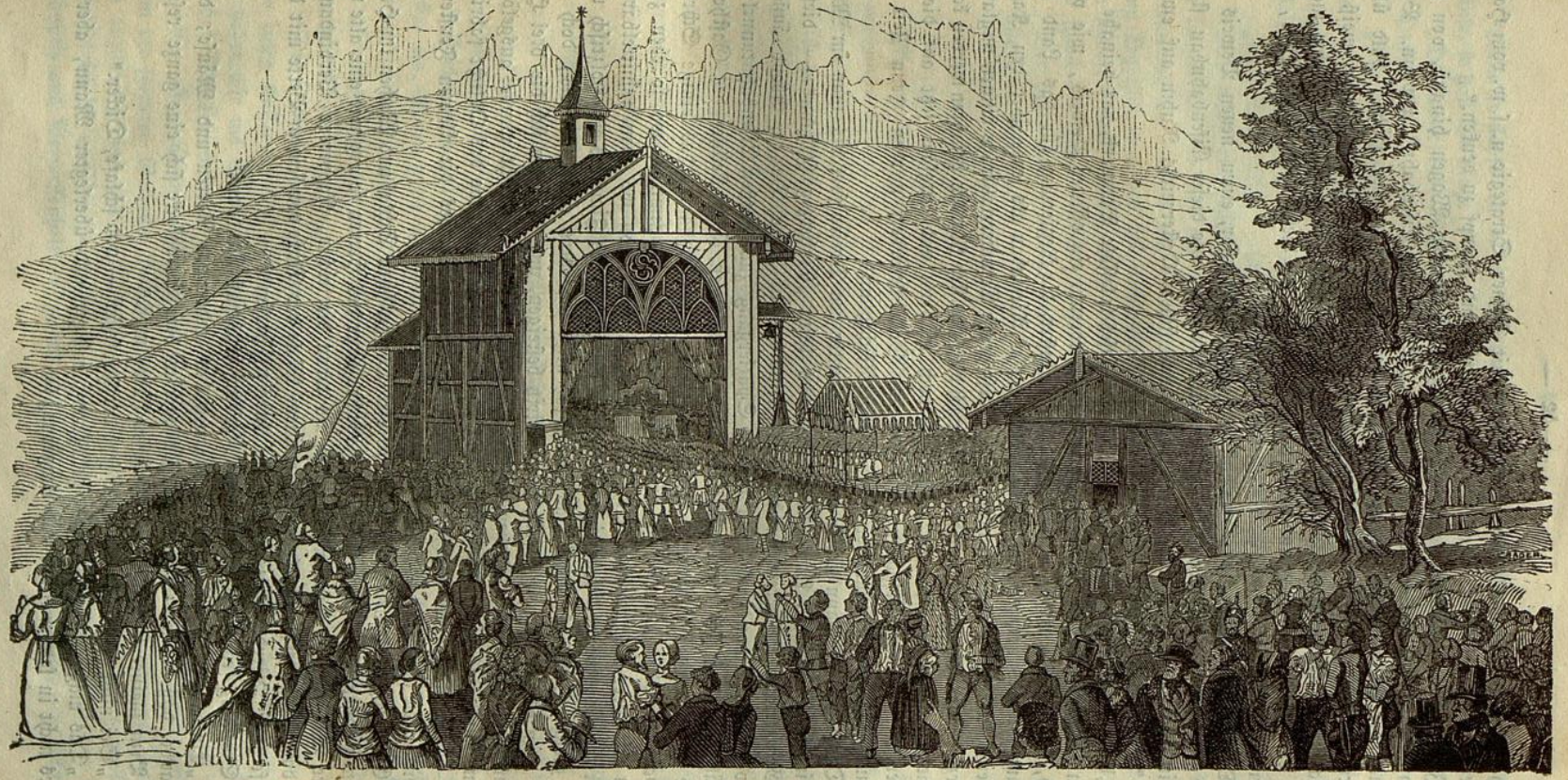
Da sagte der Dicke: „Seht, hier befinde ich mich glücklich! Diese mächtigen Felsen, Alpen, Wälder und grünen Matten, sprechen zu meinen innersten Empfindungen. Es sind mir liebe alte Freunde und Bekannte, die mich in frühester Jugend begrüßten, und denen ich stets auf meinem bewegten Lebenswege treu blieb."

„Jene, von denen Du sprichst — meinte der Professor — liegen freilich etwas sehr weit von hier, doch in der Hauptsache wird es sich immer gleich bleiben. Je näher ich diesen Alpenriesen, die wir von hier aus erblicken, komme, je höher und freudigbewegter schlägt mir's Herz. Ich bin deshalb stolz auf mein herrlich schönes Vaterland und liebe es mit einer Leidenschaft, wofür ich keinen Namen aufzufinden weiß."

„Und zwar mit vollem Rechte!" antwortete der Dicke; „denn Oesterreich ist die Perle Deutschlands. Ich bin weit in der Welt herumgekommen und habe Vieles und Manches gesehen, doch schönere, lieblichere Landschaften und Gebirgspartien wie hier, nie. Es gibt so viele Leute, welche Meere durchschiffen und weite Länder durchreisen und das Fremde himmelhoch erheben und zwar nur deßhalb, weil sie es nach manchen Opfern und harten Beschwerden in der fernen Weite aufsuchen mußten. Für diese hat das Vaterland wenig Werth, denn sie gleichen den Zugvögeln, die nirgend recht zu Hause sind, am wenigsten im eigenen Reviere."

Währenddem hatte der Wagen die Biegungen der eigentlichen Semmering-Chaussee erreicht, welche, von unten betrachtet, Befestigungswerken ähneln. Der Hauptmann studirte eine Generalkarte, welche er auf dem Schooß hielt, und unterbrach das Zwiegespräch der beiden anderen Herren mit den Worten: „Mit 2 Compagnien Jägern und einer halben Batterie getraue ich mir diesen Paß gegen eine ganze Armee zu halten!"

„Das heißt eine Zeit lang!" meinte der Dicke. — „Jeder Zoll ein braver, öster-



Die Arbeiter-Kapelle auf dem Semmering.

reichischer Soldat! Doch bleibe uns nur heute mit Deiner Strategie u. s. w. vom Halse und freue Dich der schönen Natur ohne an Schlacht und Kampf zu denken."

Immer höher und höher zum Semmering wand sich der Wagen hinauf, von wo aus man die verschiedensten Aussichten auf die „Semmering-Eisenbahn" gewann. Bald sieht man die Bahn an den steilen Bergabhängen in schwindelnder Höhe, bald über Viaducte, bald durch längere oder kürzere Tunnels sich entlang ziehen und man weiß in der That nicht, soll man den riesigen Gedanken, der den Plan zu dieser Bahn zuerst faßte, oder die Ausführung und consequente Durchführung dieses Planes zur That, bewundern.

Da hob der Dicke an: „Hier hast Du wieder, Professor, einen neuen Beweis zu meiner früheren Behauptung. Ein solches Unternehmen wie dieser Eisenbahnbau steht einzig in seiner Weise auf der ganzen Erde da und sichert Oesterreichs Ruhm auf ewige Zeiten."

„Und ich bin auch stolz darauf, Dicker! Dieses kolossale Bauwerk, das beinahe die Bauten der alten Römer übertrifft, ist zugleich wiederum ein offener Beweis, wie vorsorglich, wenn gleich es schwere und viele Opfer kostet, die Regierung für das Land ist. Wie lang wird es noch dauern, so ist sowohl dieser Riesenbau als jener über den Karst, das Seitenstück zu diesem, vollendet, so daß diese große Commerzialstraße binnen unglaublich kurzer Zeit von Triest aus direkt bis nach dem fernsten Norden befahren werden kann und jene Millionen von Gütern, welche sich noch mühsam und langsam jetzt auf diesen Strecken bewegen, mit Ersparung von Zeit und Geld befördert werden, denn Zeit ist Geld und gehörige Benutzung derselben bringt Reichthum."

Das Gespräch spann sich in dieser Weise unter den Dreien fort bis man im Mondenschein eines herrlichen klaren Sommerabends beim „Erzherzog Johann" — diesem alten Grenzzeichen Oesterreichs und der Steiermark — anlangte. Da der Abend äußerst schön war, machte man noch einen kleinen Spaziergang zum großen Eisenbahntunnel in der Nähe und ließ sich dann das Nachtquartier anweisen. Der Kellner des Gasthofes brachte die Reisenden nach einem ebenerdigen, niedrigen Holzhause, das einige Schritte vom Hauptgebäude entfernt liegt, führte dieselben durch ein Zimmer, wo so eben zwei Herren mit ihrer Nachttoilette beschäftigt waren, hindurch, von wo man unmittelbar in ein zweites trat, worin 3 mächtige Betten, in der Mitte des Zimmers ein Holztisch und einige gleiche Stühle standen. Das Ganze sah nicht besonders einladend aus, doch — — — man wollte schon sehr früh den Göstritz besteigen, und so legten sich die drei Herren unter allerlei heiteren Bemerkungen jeder in sein Bett, das Licht wurde ausgelöscht und eine Finsterniß wie in der Reichenbach'schen Dunkelkammer, wo das Odlicht fabricirt wird — herrschte in dem Raum, indem von Seite des Wirthes die kleinen Fensterläden von außen zugemacht waren.

Eine längere Pause trat ein, wo bereits Alle zwischen Schlaf und Wachen im Halbschlummer lagen. Im Vorderzimmer schnarchte einer der Herren so arg wie eine alte verstimmte Baßgeige, ja manchmal war es, als wenn die leichte, klapperige Verbindungsthüre davon erzitterte. Da sprang mit einem Male der Dicke von seinem Bette mit dem Ausrufe auf: „Verdammt! da mag ein Anderer schlafen!"

Schläfrig fragte der Hauptmann: „Nun, was hast Du denn?"

„Einmal dieses verdammte Schnarchen, das anderemal Ratten und Mäuse; denn ich glaube, daß unter meinem Kopfkissen oder in dem Strohsacke sich eine ganze respectable Brut meiner Lieblinge niedergelassen haben muß."

„Sei nicht so kindisch — sagte jetzt der Professor — und schlafe, Dicker."

„Das magst Du können, Du gelassener, ruhiger und überlegter Mann, aber ich kann es nicht in solcher Nähe und Umgebung!"

„Nun so stopfe dem da im Vorzimmer das Maul und füttere Deine Ratten und Mäuse, so hast Du Ruhe!"

„Der seinsollende Witz wäre so übel nicht, wenn ich nur Licht hätte!" sagte darauf der Dicke.

„Ein andermal, wenn Du eine Gebirgsreise antreten willst, gehe vorher zum Herrn v. Reichenbach und nehme Unterricht im Od-Leuchten und Sensitivismus, dann brauchst Du keine Zündhölzchen mehr und kannst in der dunkelsten Nacht alle 10 Briefe desselben in der A. A. Z. über das Od-Leuchten lesen."

„Laßt Eure Witze — sagte ärgerlich lächelnd der Dicke — und schafft mir Licht!"

„Du willst ein hellbrennendes Licht, nicht wahr? aber ich bitte Dich, Dicker, wie kannst Du das hier nur suchen wollen, hier oben in der hölzernen Bude des Semmering-Gastwirthes um Mitternacht! Der Mann würde sich ja beleidigt fühlen, wenn Du ihm so etwas bei nachtschlafender Zeit zumuthen wolltest. Mein Rath wäre, Du schüttelst recht tüchtig Dein Bett durch und durch, legst dann alles wieder zurecht und suchst bis Tagesanbruch zu schlafen."

Der Rath wurde befolgt und schien sich zu bewähren, denn bald darauf schliefen alle Drei fest ein.

II.

Mit der Morgensonne erhoben sich die uns bekannten drei Herren, welche sich vorgenommen hatten, den Göstritz zu ersteigen. Es war an einem Sonntage, und Wirth und Dienerschaft des „Erzherzogs Johann" lagen im tiefen Schlafe, wahrscheinlich voraussetzend, auch unseren Wiener Herren würde das um 4 Uhr bestellte Frühstück eben so gut um 8 Uhr munden. — Da wurde der Dicke ärgerlich und sagte zu den Anderen: „Ich werde sogleich diese Langschläfer auf die Beine bringen, namentlich die Jungfer Köchin!" schritt unter diesen Worten bis zur Thür des Hauptgebäudes und klopfte sowohl dort als an einem Fenster so kräftig und beharrlich, daß schon nach einigen Minuten die dienstbaren Geister erschienen und binnen einer kleinen Frist den Kaffee versprachen.

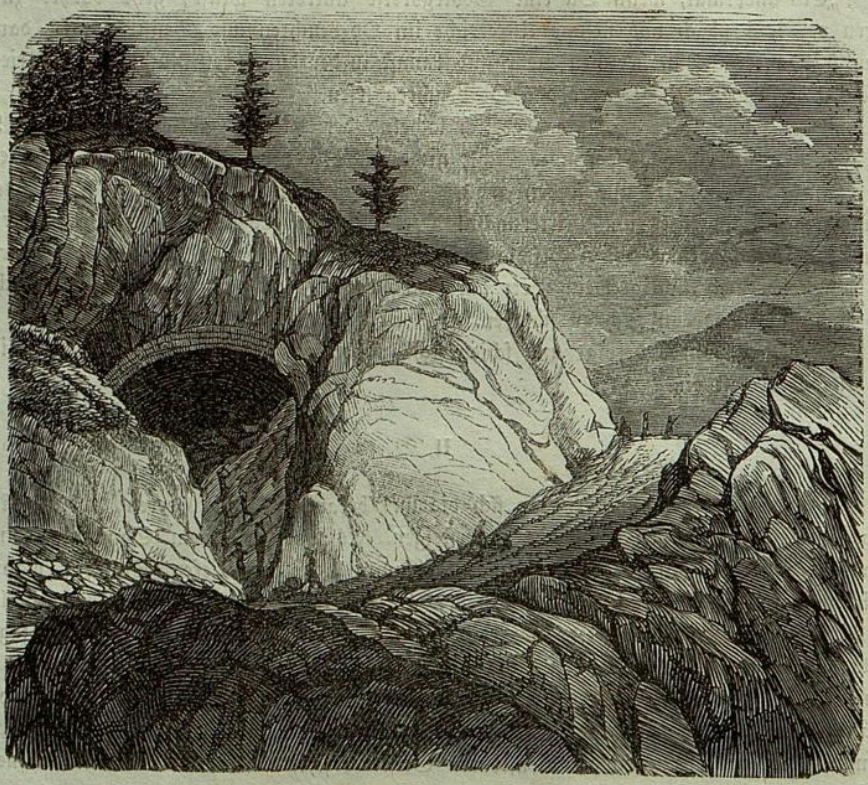
Auf diesen Höhen fällt der Thau sehr stark und es ist in den Morgenstunden sehr frisch, ja fast kalt. Doch trotz der Nässe und Kälte hatte sich der Professor einige Schritte von einem alten baufälligen Kuhstalle in der Nähe der Denksäule postirt und zeichnete diesen in sein Skizzenbuch, der Hauptmann botanisirte und der Dicke raisonnirte inwendig über den Verlust an Zeit durch eine schläfrige Köchin. —

Endlich kam mit überwachtem Gesichte der Zahlkellner und lud die Herren zum Kaffee ein. Kaum hatte der Dicke die Tasse zum Munde geführt und sein Lieblingsgetränk gekostet, so setzte er dieselbe mit einem „dam!" nieder und rief dem Kellner zu: „Bringen Sie mir mehr Milch, Ihr Mokka ist wahrscheinlich im Cichorienlande gewachsen!"

Die beiden anderen Herren lachten und der Professor sagte: „Wenn Du etwa hier einen Kaffee wie bei Heydner und Daum zu treffen glaubst, so irrst Du Dich. Je höher wir ins Gebirg hinansteigen, desto schlechter wird der Kaffee, aber desto besser das Obers werden."

Der Hauptmann würgte einige Schlückchen des „Schwarzen" hinunter, gab aber dann die ferneren Versuche, diesen „Höllensoff" dem widerspenstigen Gaumen und Magen anzubieten, auf, und bestellte sich ebenfalls Milch. Der Professor aber wollte den Starken spielen und brachte es bis auf eine Tasse dieses Bankerottwassers, für welche Kühnheit und Vermessenheit er jedoch späterhin schwer büßen sollte. — Wer also

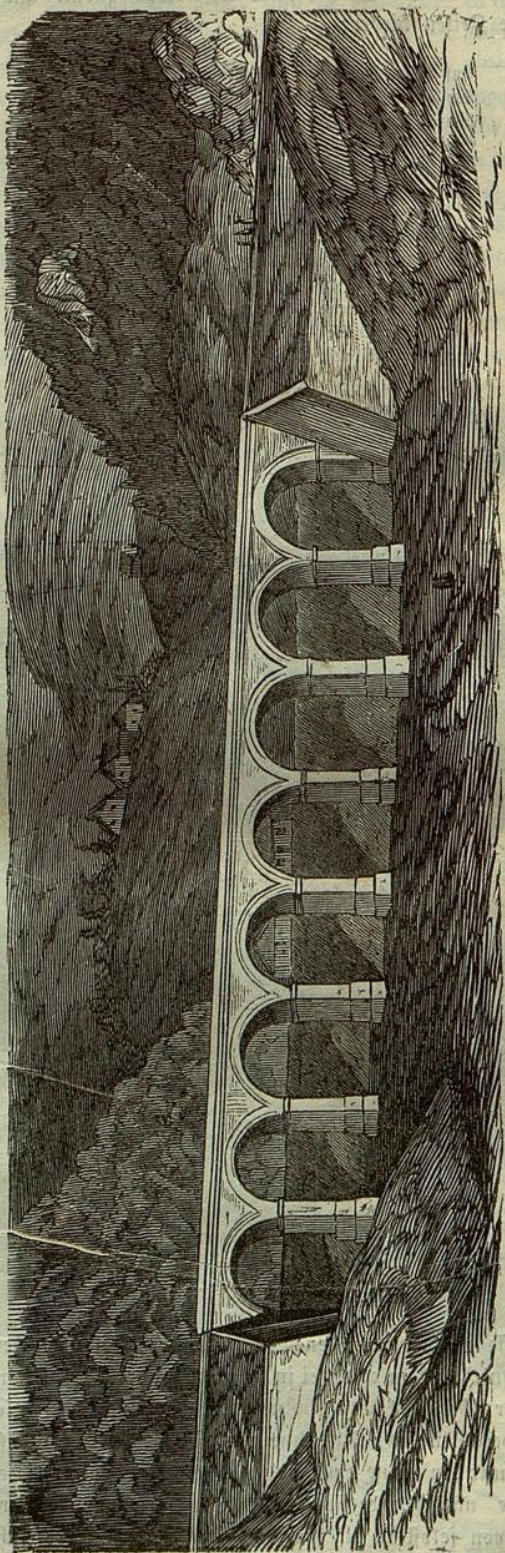
einen guten oder nur ziemlichen „Kaffee" trinken will, dem empfehle ich gerade nich den Gasthof zum „Erzherzog Johann" auf dem Semmering, denn tart. stib. erzeugt dieselbe Wirkung wie diese Kohlensuppe.



Steintunnel der Semmeringer Eisenbahn.

Und hinauf zog man jetzt zum Göstritz, welcher die schönste und fernste Aussicht gewährt. Ein sehr guter Weg führt unmittelbar vom „Erzherzog Johann" über die Atzalm hinauf, der auch recht gut von Damen betreten werden kann. Namentlich bietet der Anfang durch die mit allerlei Nadelhölzern bewachsenen Berghöhen, dann ein abgewaldeter Bergrücken und ein Abhang, welche im reichsten Blumenschmucke prangen, einen entzückend schönen Anblick. Kaum hat man diese Partien hinter sich, so betritt man den freien grünen Höhenrücken, welcher, allmälig steigend, von Höhe zu Höhe im Bogen bis zur äußersten Spitze des Göstritz führt. Die Aussicht ist eine der lohnendsten, welche man sich nur wünschen kann. Man erblickt nach Süden die steirischen Alpen, nach Osten den Neusiedlersee, nördlich unter sich die schöne Semmering-Chaussee, Klam, die Kirche Maria Schutz, Gloggnitz, Neustadt ꝛc. und die weiten Ebenen bis Wien, nördlich zunächst die Krümmungen, Viadukte und Tunnels der Eisenbahn und im Hintergrunde die Häupter hoher Gebirge. In unmittelbarer Nähe weiden Kühe auf den fetten Alpentriften und man vernimmt das Geläute der Leitkühe, in das die Morgenglocken aus den fernen Thälern einstimmten.

Alle drei Herren waren feierlich, ja bewegt gestimmt und schritten schweigend weiter, hier und da stehen bleibend, um durch das Auge alle Natureindrücke in ihrer

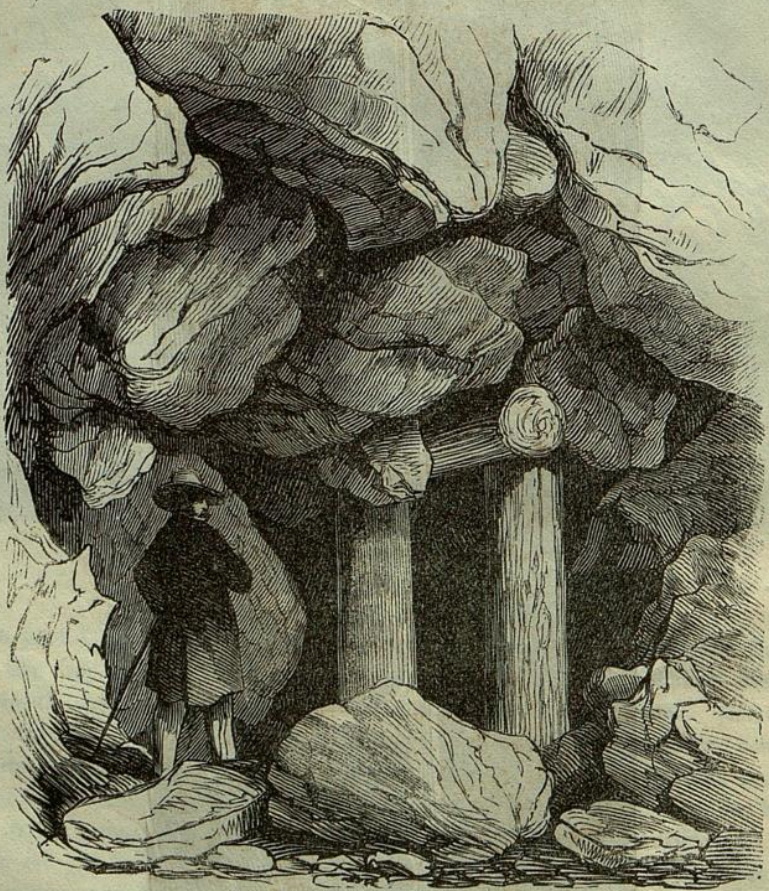


Der Viadukt über den oberen Attiggraben.

Reine in sich aufzunehmen. Da blieb der Dicke etwas zurück und schrieb in seinem Taschenbuche folgende Zeilen nieder:

Auf hohen Bergen wo nur Stürme rauschen,
Wo schüchtern Gemsen jeden Schritt erlauschen,
Wo ew'ger Schnee auf harten Felsen thront;
Wo Quellen sprudeln in krystall'ner Reine,
Sich spiegeln Alpenblumen dicht am Raine,
Dort ist es, wo nur Frieb' und Ruhe wohnt.

Wohl späht das Aug' zur Eb'ne mit Entzücken,
Wo Städt' und Dörfer tief im Grünen blicken,
Der Strom mit wilder Kraft das Wehr durchbricht;
Hier oben Frieden; — unten, buntes Treiben.
Hier, ew'ge Stille — und dort stetes Leiden:
Die Wahl ist leicht — wär nur das Scheiden nicht!



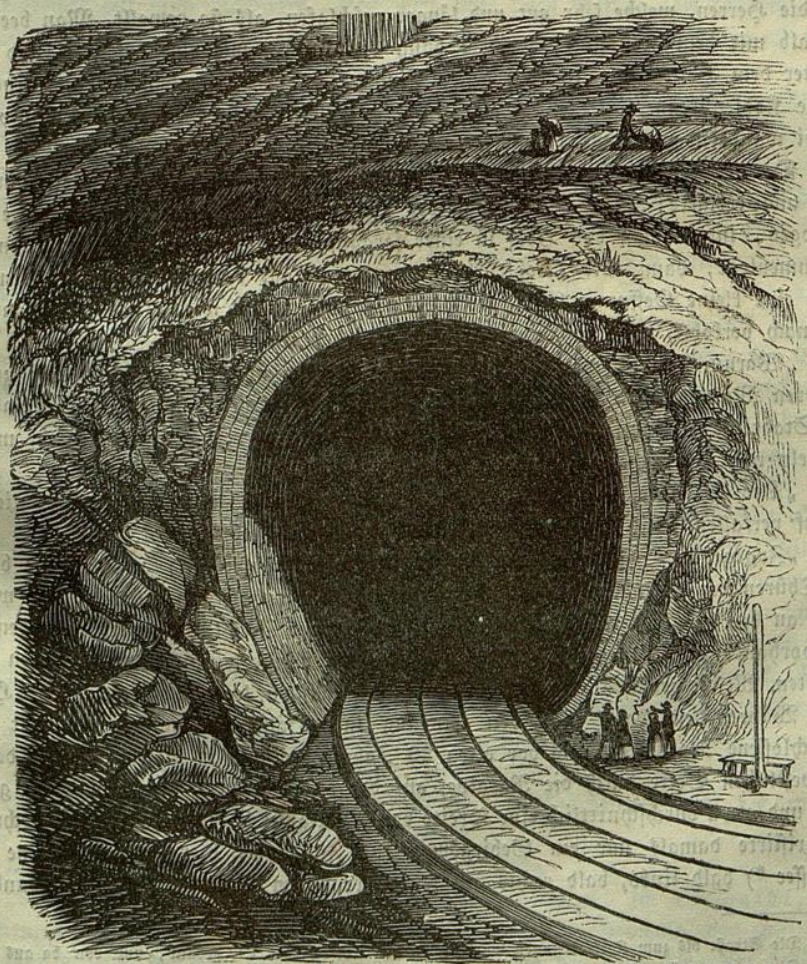
Verfallener Schacht auf dem Göstritz.

Endlich kamen sie an den verfallenen Schacht des Göstritz-Bergwerkes, den der Professor sogleich zeichnete, indem er dabei in folgende sonderbare Exklamationen ausbrach . .

„Ein verfallener Schacht! Ein einstürzender Erzgang! Wie gleicht das Bild den jetzigen Eisengewerksverhältnissen! Ringsum uns liegen hier die schönsten Eisenglanze und Erze, man darf nur mit der Haue den Boden umwühlen: nicht tiefer als ob man Kartoffeln anbauen wollte und 30prozentiges Erz wäre gewonnen. Aber nein, man läßt es liegen, weil es nicht von selbst in die Göstritz hinabrollt, weil es nicht auf eigenen Fü-

ßen in das Poch- und Schmelzwerk geht, und so verwittert es ungebraucht und wird unnütz wie der eingefallene Schacht! Ich glaube zwar nicht — fuhr er während er eifrig zeichnete, fort — daß dieß Eisenlager vor uns das Eigenthum eines jener Gewerkherren ist, die sich dazu verbanden, jährlich nur eine gewisse Menge Eisens zu erzeugen, damit dieß nöthige Metall in dem gehörigen hohen Preise bliebe, aber mich freut es, daß wir Gelegenheit haben, dieses bittere Schachtbild aufzufassen und zwar um so mehr als wir vernahmen, daß von Seite der hohen Regierung die freie Einfuhr des Eisens erlaubt sei, und daß in Folge dessen das industrielle England das Eisen zu weit billigeren Preisen hierher schafft als es hier zu Lande zu stehen kommt. Die trotzenden, allen technischen Fortschritt hassenden Gewerke, stehen also vor der Sphinx und müssen gleich Oedipos das Räthsel des Gewerbfleißes lösen oder über den schaurigen Abhang — stürzen. Und die Klugen werden nicht stürzen, und wer weiß ob sich nicht schon bald in dieser Höhle mit faulenden Pfosten fleißige Hände bewegen!"

Die Göstritz-Partie hatte mehrere Stunden fortgenommen und erst gegen halb 11 Uhr brachen die drei Herren zur Besichtigung der Semmering-Eisenbahn vom „Erzherzog Johann" auf, indem sie sich von dort gleich rechts zum großen Tunnel — das die Einsattlung des Semmerings in einer Länge von 755 Klafter durchschneidet — wandten, und von hier aus die ganze Bahnstrecke bis nach Peierbach begingen.



Der große Tunnel durch die Spitze des Semmerings, 755 Klafter lang.

Von dem tüchtigen Tagesmarsche ermattet, traf man gegen Abend in Reichenau ein und machte Quartier bei Hrn. Fischer. Was man beim „Erzherzog Johann" versäumt hatte, wurde hier auf's vollständigste nachgeholt, denn Küche und Keller des Hrn. Fischer sind ausgezeichnet gut und die Bedienung ist eine solide und prompte.

Da saßen denn die drei Herren auf dem Garten-Balkon um einen mit Forellen und Kerschbacher besetzten Tisch und ließen es sich gut schmecken. Ein jeder, der in dem lieblich gelegenen Thale zu Reichenau, am Fuße des Feuchtern, des Mittagssteins, des Gahns und der Raxalpe — war, für den bedarf es keiner Beschreibung, und für denjenigen, der noch nicht hier war, nützte auch das beste Wort-Gemälde nichts, denn solche Gegenden wollen selbst gesehen, und nicht beschrieben sein. Die Sonne hatte sich hinter den Alpen herabgesenkt, es wurde allmählig stiller und stiller und nur noch die Grille zirpte ihr monotones Lied. Da erglühte der Jakobskogel im letzten Abendroth, er wurde bläßer und bläßer, verlor sich zuletzt und eine schöne Sommernacht senkte sich auf die Flur herab, durch die man endlich nur das Rauschen der stürmischen „Schwarza" vernahm, welche ihren ungestümen Lauf zur Ebene ununterbrochen fortsetzt.

III.

Am nächsten Morgen wartete bereits längere Zeit der bestellte Gebirgsführer auf die Herren, welche sehr gut und länger geschlafen, als sie gewollt. Man beeilte sich deßhalb mit dem Frühstück, bepackte dann den Führer wie einen Lastesel und schritt munter dem Höllenthale zu, an dessen Eingang mehrere Eisenhämmer und eine großartige Kohlenbrennerei liegen, welche in 32 Meilern brennt, aber nur selten von den vorbei wandernden Wienern gehörig gewürdigt wird.

Der Professor nahm das Wort als man bei den riesigen Kohlenstätten angekommen und erklärte: „Die Verkohlung des Holzes wird hier auf die schwedische Weise vollzogen, indem man das Holz in einer sargähnlichen Form mit schiefer Ebene dicht zusammenlegt, dann mit „Kohlenklein" ganz und gar bedeckt und nur an dem einen Ende eine kleine Oeffnung läßt, wo das Holz angezündet wird, das sich dann nach und nach verkohlt, ohne daß eine Flamme entstehen kann."

„Warum benützt man aber nicht die hier so überreiche Wasserkraft zu noch größeren Mühlwerken?" warf der Dicke hin. „Nach meiner Ansicht könnte gerade hier der Staat die großartigsten Mühlanlagen und zwar mit verhältnißmäßig sehr mäßigen Mitteln und überreichen Erfolgen schaffen."

„Der Gedanke ist so übel nicht. Indessen konnte man wohl früher nicht gut darauf verfallen, weil der schwierige Transport es von selbst verbot."

„Zugegeben. Jetzt aber, wo die Eisenbahn bis Peierbach, also beinahe bis vor die Thüren der Eisenhämmer am Eingange des Höllenthals sich erstreckt, jetzt wäre es wohl an der Zeit, hier ein tüchtiges und großartiges Mahl-Mühlwerk mit Benützung der vorhandenen Wasserkraft und der bestehenden Wasserleitungen und Bauten ꝛc. zu errichten. Welche große Vortheile daraus erwachsen müßten, liegt ja beinahe auf der Hand."

Währenddem hatte man den Eingang in's Höllenthal passirt und trat in die abgeschlossene Alpenwelt. Bis vor etwa 20 Jahren rauschte in diesem Thale, das auf der westlichen Seite durch die Raxalpe, auf der östlichen durch den Schneeberg gebildet wird und etwa durchschnittlich eine Breite von 20 Klafter haben mag, nur die Schwarza. Es existirte damals nur ein Gebirgsweg für Fußgänger hier, wo jetzt eine schöne Chaussee *) bald links, bald rechts am Fuße der Alpen — durch Brücken verbunden —

*) Die Straße bis zum Kaiserbrunnen wurde schon von Kaiser Karl VI. gebaut, nur von da aus bis zum Singer wurde sie erst in neuester Zeit gemacht.

sich entlang zieht. Von welcher halsbrecherischen Beschaffenheit dieser Fußweg einst gewesen, sieht man an einzelnen alten Fragmenten, die noch hie und da, theils an steilen Felsen, theils über die Schwarza wie Hühnersteigen luftig hängen und Zeugniß ablegen, mit welchen Schwierigkeiten unsere Vorfahren zu kämpfen hatten.

Der Dicke, welcher zum erstenmale diese herrliche Alpenpartie zu Gesichte bekam, war von der Großartigkeit derselben, von der überraschenden Abwechselung der kühnen und tausendfachen Formen entzückt; er schwieg zwar, aber man konnte in seinen blitzenden Augen und lebhaften Bewegungen erkennen, daß er alle die hier aufgehäuften kolossalen Naturschönheiten mit Begeisterung betrachtete.

Als man den Kaiserbrunnen, diesen mächtigen Quell, der am Fuße des Schneeberges von der Stärke eines kleinen Stromes zu Tage kömmt und durch ein Häuschen bedeckt ist, in Augenschein genommen, und das kristallreine, eiskalte und sehr wohlschmeckende Wasser gekostet hatte, gingen die Herren weiter auf dem Wege zum Jägerhaus, dem ehemaligen „Singer-Haus".

Je weiter man im Thale vordrang, desto mehr Forellen erblickte man, namentlich an tieferen Stellen des Gebirgsstromes und der Professor warf endlich, zum Dicken gewendet, die Frage auf: „Nun sage mir aufrichtig, wie gefällt es Dir hier?"

„Ich bin kein Freund vom vielen Sprechen, am wenigsten aber, wenn so mächtige Natureindrücke auf mich einwirken. Hier wird aber mein Gefühl noch dadurch erhöht, daß ich mich zurück nach meiner fernen Heimath an den Ufern des Delaware versetzt glaube, die ihr ja alle aus den trefflichen Schriften Cooper's kennt."

„Aber Dicker, was fällt Dir ein! Du willst uns doch etwa nicht den Glauben aufdringen, daß Du hier Aehnlichkeiten mit amerikanischen Gegenden auffindest?"

„Allerdings will ich das, mein Freund," erwiederte ernst der Dicke. „Je länger ich mich genauer umschaue, desto mehr tritt diese Aehnlichkeit bis zur Täuschung hervor. Wenn Du z. B. von Belville nach Easton, einer höchst romantisch gelegenen Stadt in Pensylvanien gehst, so kömmst Du etwa eine Meile von Easton entfernt, an dem Ufer des Delaware, in eine Gegend, wo Du ganz denselben Weg, beinahe dieselbe Umgebung, dieselben Höhen und Felsengruppen findest, die Du hier erblickst. Ja sogar die einzelnen Blockhäuser fehlen hier nicht, die ganz wie die amerikanischen von Baumstämmen roh zusammengefügt sind. Und diese Blockhäuser sind hier von Holzknechten, einem starken, mäßigen und arbeitsamen Menschenschlage bewohnt, deren Thun und Treiben dem der amerikanischen Ansiedler oder Pioniers bedeutend ähnelt. Auch die österreichischen Holzknechte kennen, wie Du mir schon öfter erzählt, weiter nichts als das einsame Leben im Gebirgswalde, das gefährliche Fällen und Flößen der Hölzer, und ihre Lebensweise ist dabei die frugalste, die man sich nur denken kann. Mit einer Schachtel Mehl, etwas Rinderfett, Salz und einer eisernen Pfanne mit langem Stiel wandert der Holzknecht jede Woche in die Gebirgswaldung und lebt bei seiner schweren Arbeit von nichts Weiterem als „Nocken", die er sich aus dem mitgenommenen Mehl und Fett bereitet; dazu liefert die erste beste Quelle sein einziges Getränk. Fleisch, Bier, oder Wein sind diesen Leuten etwas Unbekanntes. Wäre nur noch die Schwarza etwa 20 Mal breiter, so wäre das ganze Gemälde fix und fertig."

„Wenn diese Deine Ansicht bekannter wird, so bin ich überzeugt, daß diese Gegend Vielen doppelt interessant ist. Jedenfalls bin ich aber gespannt auf Deinen Ausspruch, wenn ich Dir den Urwald zeigen werde."

„Einen Urwald? hier?" fragte erstaunt der Dicke.

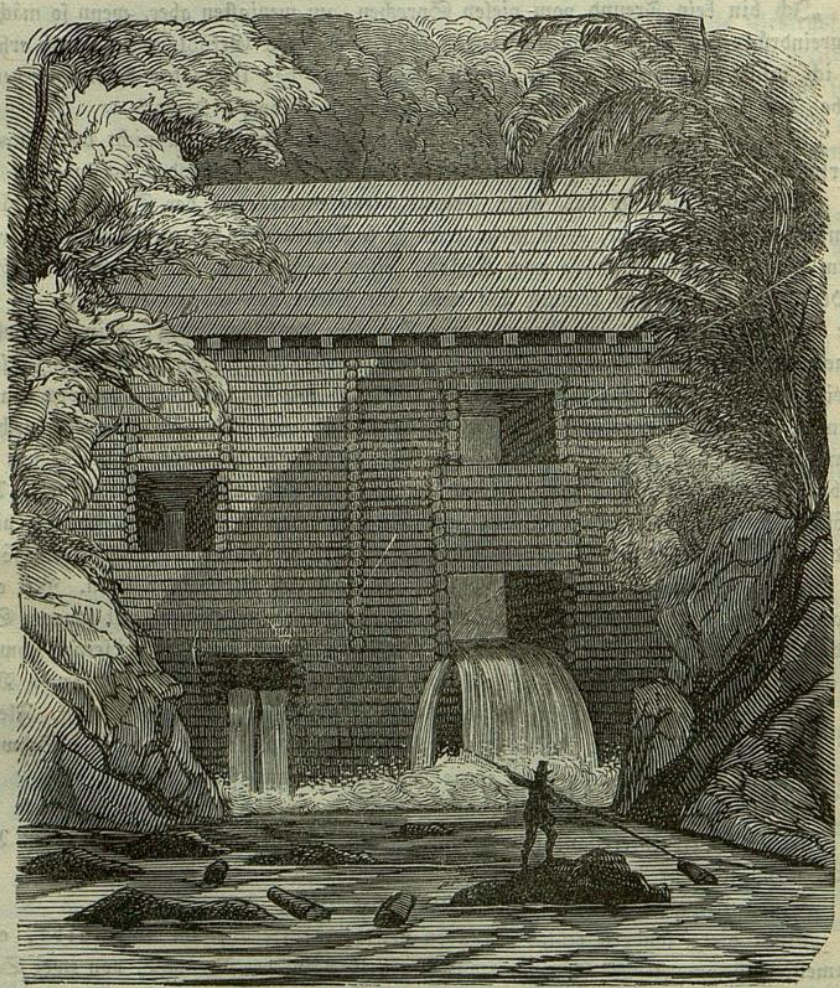
„Nicht hier, sondern einige Stunden von hier entfernt, im G'schaidl, einer einsamen, wildromantischen Gegend, wo noch ein Urwald, der Neuwald, von zwei Stunden Länge existirt, der dem Grafen Hoyos gehört, nnd den noch keine Art berührte."

„Du machst mich in der That neugierig; denn dergleichen hätte ich hier herum wahrhaftig nicht im Traume vermuthet."

„O mein Freund! das gesegnete Oesterreich hat noch Alles, was der Mensch sich irgend wünschen kann, wenn man sich nur die Mühe nimmt, es aufzufinden. Leider trifft uns aber hier der von Fremden schon so oft gemachte Vorwurf, daß wir besser in fremden Ländern als im eigenen Vaterlande zu Hause sind."

„Es wäre eine schöne Pflicht der vaterländischen Presse, ihr Augenmerk nur hauptsächlich dem Vaterlande selbst zu widmen und nach Tausenden von verschiedenen Richtungen hin, Belehrung zu verbreiten. Wo noch so Vieles unangebaut liegt, kann es an Stoff zu Neuem und Interessantem nie fehlen. Oesterreich befindet sich namentlich jetzt in einer glücklichen Entwickelungsepoche. Der junge, ritterliche Monarch, der die Zügel der Regierung und damit eine centnerschwere Last übernahm, dessen Streben ein redliches, offenes, sein Volk wahrhaft beglückendes ist, verdient, daß man ihm allenthalben mit Liebe und Hingebung entgegenkömmt. So denke ich über diesen Punkt, und werde mich stets bestreben, nach meinen schwachen Kräften in diesem Sinne redlich zu wirken."

Man war unter diesen Worten bei dem Wirthe Hakl angekommen.



Die Klause im Naßithale.

Der Hauptmann hatte sich rasch entfernt und als die beiden anderen Herren in dem Lusthause „zur Singerin" eintraten, kam er dem Dicken mit einem vollen Weinglase entgegen und sprach freudig bewegt: „Du bist ein braver Mann, Dicker! trinken wir des Kaisers Gesundheit!"

„Well!" rief der Dicke, ergriff das Glas und improvisirte folgenden Trinkspruch:

„Franz Joseph hoch! mit Dir das Kaiserhaus!
D'rauf trinkt den Wein zum letzten Tropfen aus."

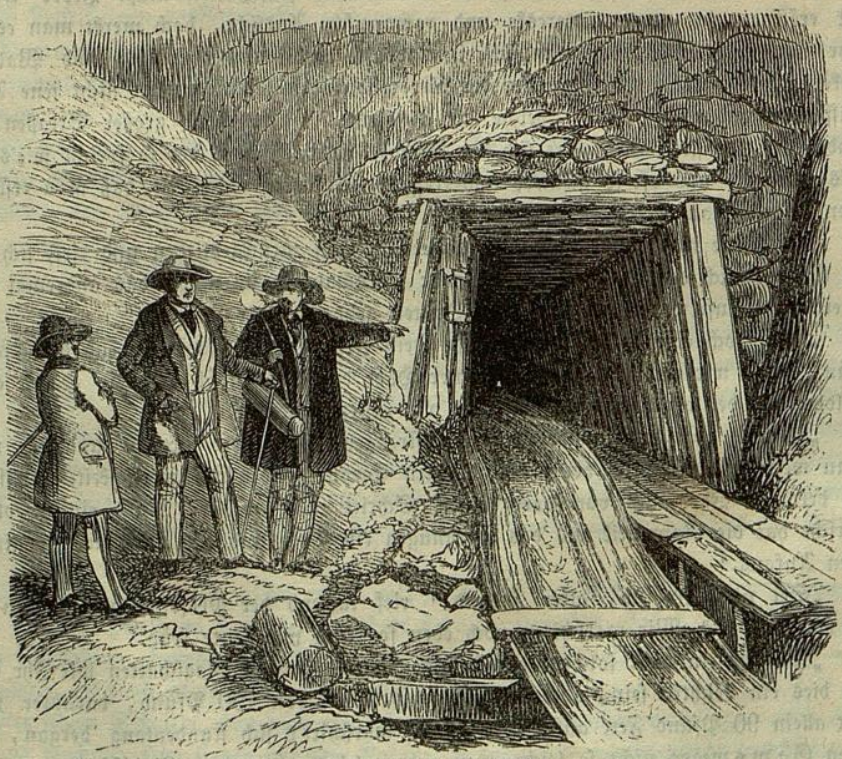
und die drei Gläser klirrten hell und kräftig zusammen und auch nicht ein Tröpfchen blieb darin zurück.

„Seht Männer, so sollte es allenthalben sein," fuhr der Dicke fort, „so brauchten wir keinen Belagerungszustand; doch — basta. Ich habe Hunger, was hast Du angeschafft, Hauptmann?"

„Ein vollständiges Mittagsessen."

„Brav gemacht, nur treibe die Jungfer Kellnerin etwas an, damit wir bald abgefertigt werden, denn ich glaube, wir haben bis zum Nachtquartier noch einen sehr beschwerlichen und langen Weg vor uns."

„Bis zum G'schaidl sind es von hier aus vier tüchtige Stunden immer bergan, auf halsbrechenden Fußwegen. Man kömmt zuerst bei der großen Klause, dann beim Huebmer vorüber, passirt dann die Prein, trifft hierauf noch einzelne Häuser in der Nähe von Schwarzau und gelangt endlich zu einem mit Holzblöcken gestützten Tunnel von 227 Klaftern Länge, den vor etwa 20 Jahren der alte Huebmer, ursprünglich ein Holzknecht, mit nichts weiter als selbstgefertigten einfachen Holzinstrumenten nivellirte und richtig ausführte."



Der Huebmer'sche Durchschlag.

„Wie kam aber der alte Huebmer dazu, diesen für einen Holzknecht gar mächtigen und kostspieligen Bau auszuführen?"

„Hinter der Einsattlung zwischen dem Gippel und Lahnberge, wohin der Tunnel führt, lag zu jener Zeit ein Urwald, der so gut wie nicht vorhanden war, weil man das Holz von dort nicht herauszuschaffen wußte. Da schloß der alte Huebmer mit dem Grafen Hoyos einen festen Vertrag, worin er sich für seine Mühwaltungen etwas Bestimmtes ausmachte, griff nun nach seinen eigenen Combinationen das Werk kräftig an, durchschlug den Berg, legte darin eine Wasserriese an, leitete alle Frühlingsquellen jener mächtigen Höhen zusammen und hier herein, und flößte nun von jenseits des G'schaidls nach diesseits das drüben geschlagene Holz in die Prein und Naß, und von diesen Bächen in die Schwarza."

„Da haben wir wieder den Beweis, daß der arme Holzknecht klüger wie mancher Professor war," stichelte lächelnd der Dicke, „und daß sich das wahre Genie überall Bahn bricht."

„Die Söhne dieses alten, verstorbenen Huebmer setzen noch heute das Geschäft desselben fort. Freilich auf eine angenehmere Weise wie der alte Vater, der seinen Kindern ein tüchtiges Vermögen hinterließ, das er durch die Holzart erworben."

Die Kellnerin hatte aufgetragen und das Gespräch verstummte.

Etwa um zwei Uhr Nachmittags brach man zum G'schaidl auf. Bis zur großen Klause und dem großen Huebmer'schen hübschen Hause, in deren Nähe, führt ein sehr romantischer, ebener Weg an dem rauschendsten Gebirgsstrom entlang. Von hier aber wird der Weg recht beschwerlich, indem man immer steigend auf schmale Fußpfade, oft 10 bis 20 Klafter hoch senkrecht an dem Strom hinschreiten muß. Jeder Augenblick eröffnet eine neue pittoreske und romantische Aussicht, doch merkt man es, je mehr man vorschreitet, daß man sich einer wenig bevölkerten Gebirgs- und Waldeinsamkeit nähert, denn der Charakter der hier wohnenden Menschen hat nicht jene Abgeschliffenheit und Biegsamkeit, welche die Landleute in der Nähe großer Straßen oder Städte charakterisirt. Hier zeigt sich der kernige, gerade Bauer, der so spricht wie's ihm um's Herz ist, und oft so gesunde und treffende Ansichten entwickelt, daß man erstaunt dessen Worten lauscht.

Der Dicke war etwas gegen die andern Herren zurückgeblieben und rief, sich mit dem Schnupftuch den Schweiß abtrocknend: „Einmal bin ich müde, das andremal habe ich einen verteufelten Durst und zum Dritten geht Ihr mir zu rasch."

„Nur noch eine halbe Stunde lasse Dein Fett braten," sagte lachend der Hauptmann, „und wir erreichen dann auf jener Höhe dort das hübsch gelegene Haus eines Waldbauers, der ein Gasthaus hält, wo wir rasten wollen."

„Wenn's von dort immer noch so anstrengend wie bisher fortgeht und ich nicht genau weiß, wie lange ich heute noch meinen Corpus solchen Beschwerlichkeiten aussetzen soll, bekommt Ihr mich von dort keinen Schritt mehr weiter! Nach einem solchen Marsche hat die Romantik und das Vergnügen ein Ende und das Maltraitiren nimmt seinen Anfang."

„Sei nicht kindisch, alter Freund!" rief lachend der Professor dem Dicken zu, und betrachte uns. Wir marschiren noch eben so frisch wie heute früh."

„Ja, für ein paar solche fadenscheinige Dinger ohne Schlagschatten wie Ihr seid, mag dies ein Leichtes sein, aber mit einem Gewichte von 190 Pfund, darunter vielleicht allein 90 Pfund Fett auf den Rippen, marschirt's sich stundenlang bergan, auf Euren Gamswegen nicht so leicht, mein sehr gelehrter Herr von Kindisch!"

„Ach, Du hast nur kein Vertrauen zu Dir, Dicker, und bist durch das bequeme Stubenleben verwöhnt. Kraft hast Du für zwei Mann."

„Mag sein," brummte der Dicke, „nur bleibe mir mit Deinen Schmeicheleien vom Halse, Du Schelm; ich verstehe Dein indirektes Zureden aus Deinen Worten recht gut. Wenn man nur ein gutes Glas Bier erhalten könnte, wäre ich schon zufrieden gestellt."

„In diesen Bergen gibt's kein Bier, höchstens sauren Wein mit „aner Schneid'," dann Milch und Schwarzbrod."

„Sehr schön das. O es geht doch nichts über die Natur!" sagte ironisch der Dicke und keuchte weiter. Endlich erreichte man eine prachtvoll saftige, grüne Matte, welche sanft zum Waldbauer führte, der zugleich hier das einzige Wirthshaus hält.

Der Hauptmann und der Dicke forderten stürmisch Milch und Brod, der Professor Wein. Die beiden ersteren jeder ein halbes Maßglas voll schöner fetter Alpenmilch in der einen und ein Stück Schwarzbrod in der andern Hand haltend, labten sich köstlich an diesem Imbiß, was der Professor, dem sein saurer Krätze durchaus nicht munden wollte, neidend betrachtete. Da sagte er: „Reicht mir mal das Glas her, ich will nur kosten. Obgleich ich kein Freund von Milch bin, so macht mir deren Anblick doch Appetit!" Nachdem er wohlbehaglich getrunken, meinte er: „Aber Ihr haut ja wie die Wölfe ein!"

»Du!" warnte der Dicke; „Milch und Wein, das laß sein!"

Doch die schöne fette Milch reizte den Appetit des Professors viel zu sehr, als daß er auf diese Warnung geachtet hätte und eine Halbe war bald vertilgt.

„Gott steh uns bei!" rief lachend der Hauptmann, „und lasse uns gutes Wetter! Denn wenn diese Mischung Dein Magen ohne Appellation verträgt, so kannst Du ihn auch mit Kieselsteinen ausfüttern."

„Dummes Zeug!" entgegnete der Professor, „mein Magen kann schon etwas vertragen, nehmt nur die eurigen in Acht. Doch vorwärts, damit wir unser Nachtquartier erreichen!"

Und nun ging es fortwährend und ziemlich steil bergan und immer höher und höher. Der Professor, welcher anfänglich voranschritt, blieb allmälig zurück und der Dicke machte den Hauptmann lachend mit den Worten auf ihn aufmerksam:

„Der starke Held, er senkt jetzt seine Lanze,
Und sucht ein Plätzchen im bescheidnen Grün."

Endlich war man nach einem mühseligen Weg durch den Durchschlag neben der Wasserriese im G'schaidl angelangt. Ein tiefes Thal, rundum von hohen Alpen und im Hintergrunde von einem Urwalde eingeschlossen lag vor den Reisenden. Zerstreut umher an den Bergabhängen liegen etwa 10 Wohnhäuser, sogenannte „Keuschen", sämmtlich von Holzstämmen erbaut, und bilden zusammen eine kleine Ansiedlergemeinde von „Holzknechten" und deren Familien. Die Sonne hatte sich hinter den Gippel gesenkt, es war ein schöner heiterer Sommerabend und eine Sabbathstille schwebte auf dieses Bild der Einsamkeit herab.

Die Herren hatten sich gleich rechts zur „Keusche" des Schwemmmeisters Laimer — dem einzigen Hause wo man hier einkehren kann — gewendet, bestellten sich ein sehr frugales Abendbrod, bestehend aus Eier und Brod — denn hier gibts nichts Besseres — und benützten die noch übrige Zeit zum Besuche des Urwaldes.

Mit jedem Schritte, den man tiefer in diese Waldeinsamkeit vordringt, wird es kühler und feuchter. Hier liegen auf dem Boden die uralten Baumriesen von mächtigem Umfange und vermodern. Dichtes Moos, Schlinggewächse und Schmarotzerpflanzen haben

die Stämme überſponnen und nichts Seltenes iſt es, daß aus einem ſolchen alten verwitterten Urahn mehrere jüngere kräftigere Bäume entſproſſen und ihre Wurzeln in dem Mark des alten Zubodenliegenden ſchlagen. Man erblickt hier groteske Figuren in der bunteſten Miſchung und reichſten Abwechſelung, wozu das Moos die Drappirungen liefert, und endlich ſtehen die Bäume Stamm an Stamm ſo dicht gepreßt da, daß kein Menſch mehr hindurch kann.

Nach und nach wurde es dunkler, die Eulen ließen ihren Ruf ertönen, der Abendnebel wurde immer ſtärker und dichter und unſere Reiſenden verfügten ſich, als eben der Mond über die Höhen erſchien, in ihr Nachtquartier. Hier erzählte man ihnen, um zu beweiſen, wie gefährlich es ſei, ſich allein in die Tiefen des Urwaldes zu wagen, die Geſchichte von einem Apotheker, der unbekümmert um alle Warnungen in den Urforſt hinausging, um dort zu botaniſiren. Er mußte ſich verſtiegen haben, denn man ſah den ganzen Tag nichts von ihm. Nach Mitternacht jedoch hörten die Holzknechte oben auf den Höhen einen Wehruf nach dem andern. Sie erſchracken, glaubten, da ſie nichts von dem Botaniſirenden wußten und der alte Aberglaube in ihnen wach wurde, daß das „Waldmandel“ (der Berggeiſt) wieder einmal los ſei, und wagten ſich daher nicht aus ihren Rindenhütten hervor. In der nächſten Nacht erſcholl der Wehruf wieder, aber ſchwächer, in der dritten Nacht ertönte er aber nicht mehr. — — Als man aber nach einigen Jahren mit dem Abſtecken des Urwaldes weiter ſchritt, fand man das Skelett und die Botaniſirbüchſe des Unglücklichen, welcher vermuthlich von einem Felſen ſtürzte und in Folge deſſen auf eine jammervolle Weiſe das Leben verlor. So machte auch im letzten Frühjahr ein Wiener Herr, der ſich durchaus darauf kapriſirte, den Schneeberg allein beſteigen zu wollen, einen Sturz über eine Felſenwand, der ihm eben ſo wie dem Apotheker den Tod gebracht hätte, wenn ihm nicht noch am Tage Holzknechte zu Hülfe gekommen wären, die ihn nach Baumgartners Wirthshaus am Kaiſerbrunnen ſchafften, wo er ſechs Wochen lang liegen und ſeine Tollkühnheit büßen mußte.

Beim Abendeſſen hatte der Dicke erfahren, daß hier für die Kinder der Holzknechte ſowohl katholiſchen als evangeliſchen Glaubens eine gemeinſchaftliche Schule beſtehe, und ſchon am nächſten Morgen verfügte er ſich, während die andern Herren eine Alpe erſtiegen, dorthin, um dieſe näher kennen zu lernen.

Bei der Lehrerwohnung und Schule — einer Keuſche — angelangt, kam dem Dicken ſchon auf dem Hof ein freundlicher Mann entgegen und ſtellte ſich ſelbſt als den Lehrer der armen Kinder der Holzknechte vor. Schon ſein Name bezeichnet ſeine Stellung, denn der Mann hieß „Demuth“. — Und ich glaube gern, daß der arme Lehrer Demuth keinen Hochmuth kennt, denn ſonſt wäre er nicht der Aermſte unter den Armen im G'ſchaidl geworden.

„Wie ſtark iſt die Zahl der Kinder,“ frug der Dicke, „welche Ihre Schule beſuchen?“

„Zwiſchen 24 bis 30 Knaben und Mädchen“

„Was lehren Sie den Kindern?“

„Leſen, Schreiben und Rechnen, Naturgeſchichte, Geographie und Religion. Ich bereite die Kinder ſowohl katholiſchen als evangeliſchen Glaubens ſoweit vor, daß ich ſelbige zur Firmung den Herren Geiſtlichen zuweiſen kann. Wollen Ew. Gnaden nicht näher treten? die Schule wird ſo eben beginnen.“

Der Dicke trat in ein kleines Vorzimmer von etwa 5 Schritt Breite, 8 Schritt Länge und 8 Schuh Höhe mit einem kleinen Blockhausfenſter von 1½ Quadratſchuh verſehen und von dort in's Schulzimmer etwa 10 Schritt im Quadrat haltend, mit einigen gleichen Fenſterchen wie im Vorzimmer. Am Eingange befindet ſich ein kleiner Raum von einigen Schuhen für den Lehrer und nun laufen in der ganzen Tiefe des

Zimmers Schulbänke entlang, welche in der Mitte durch einen sehr schmalen Gang von einander getrennt sind, indem auf der einen Seite die Knaben, auf der andern die Mädchen ihre Plätze haben.

Der Lehrer Demuth, obgleich durch den Besuch des fremden Herrn etwas ängstlich, benahm sich doch besser wie mancher andere in gleicher Lage, zeigte die Schreibbücher der Kinder vor und dann die wenigen Lehrbücher seiner Schulbibliothek, woraus er sein Wissen zum Unterricht schöpfte. Alles war reinlich, sauber und nett, die Kinder beobachteten ein sehr anständiges Betragen und das ganze Aussehen dieser einsamen Dorfschule gewährte einen rührenden, herzergreifenden Anblick, als der Lehrer mit den Kindern einen frommen Kirchengesang anstimmte und endlich ein kurzes Gebet, warm und empfindungsvoll gesprochen, das Tageswerk eröffnete.

Als die Kinder alle ihre Aufgaben erhalten hatten, entfernte sich der Dicke begleitet vom Lehrer und sagte auf dem Hofe angekommen zu ihm: „Sie machen Ihre Sache recht brav, lieber Herr Demuth. Fahren Sie nur so fort, so wird Gottes Segen nicht ausbleiben."

Ueber das Lob funkelten vor Freude dem armen Schulmeister die Augen, ja sogar eine Thräne rollte über die Wange herab und verlor sich in dem struppigem Backenbart. Endlich antwortete er bewegt: „Ach Gott ja, an Gottes Segen ist Alles gelegen! Und ich bedarf schon des Segens, lieber Herr."

„Wie meinen Sie das, lieber Herr Demuth?"

„Ich war so glücklich, mein werther Herr, mir einige Gulden von meinem Gehalte zu ersparen. Dafür kaufte ich mir ein junges Rind, zog es groß zu einer stattlichen Kuh, wofür man mir sogar 50 fl., ach mein Gott, gnädiger Herr! ja 50 baare Gulden bot. Aber meine Kuh versorgte das Haus mit Milch und Butter und war mein größter Reichthum! Nun verlor ich durch einen Baumsturz dieses Frühjahr meine schöne Kuh und seitdem haben meine alte 85jährige Mutter, meine Kinder und mein Weib nichts mehr als Wasser und Knödeln. Doch Gott gibt's, Gott nimmt's! Sein Name sei gelobt!"

„Was trägt Ihnen Ihre Stelle ein?"

„Jährlich 130 fl. und weiter keinen Kreuzer. Hiervon habe ich meine alte Mutter, mein Weib, zwei eigene Kinder und ein fremdes zu erhalten. Gnädiger Herr, ich erstaune oft selbst wie ich durchkomme, es ist ein halbes Wunder!"

„Wie konnten Sie sich aber noch ein fremdes Kind bei Ihrer Armuth aufbürden?"

„O mein Gott! man hat doch auch ein Herz für fremde Noth. Der arme Knabe, den Sie dort sehen — und er zeigte nach einem kleinen, etwa 5jährigen, blonden, bausbäckigen Jungen, welcher in der Nähe spielte — ist die Waise eines hiesigen Holzknechtes. Die Mutter starb im Kindbette, der Vater wurde vor zwei Jahren im Gebirge beim Holzfällen erschlagen. Wir alle sind hier arm, ja die Holzknechte haben starke Familien zu erhalten; und als ich das arme, ganz verlassene Kind sah, konnte ich nicht anders und nahm's zu mir und mein braves Weib sagte: Wo die beiden Andern essen, ißt auch das Dritte, Vater! und so ist der kleine Blondkopf jetzt mein Jüngster geworden!"

„Eine jede gute, echt christliche That findet ihre Vergeltung, lieber Demuth. Hoffen Sie auf Gott und Sie werden nicht zu Schanden werden!"

„Ich für meine Person bin an jede Entsagung gewöhnt und klage nicht, gnädiger Herr. Aber die alte, 85jährige Mutter und die Buben thun mir wehe, daß ich diesen seit dem Verlust der Kuh doch gar nichts Liebes mehr erweisen kann."

„Bleiben Sie der alte Demuth, lieber Freund und vielleicht findet sich auch 'mal eine Kuh wieder in Ihrem Stall ein!" sagte beim Abschiede der Dicke. Und getröstet wandte sich der arme Schulmeister wieder seinem schweren Berufe zu, der Dicke aber ent-

fernte sich und sprach im Gehen: „Drückende Armuth und hohes Menschengefühl für fremde Noth repräsentiren sich bei diesem Holzknecht-Schulmeister. Er hat kaum so viel, um sich und die Seinen zu sättigen und legt sich noch bei seiner Armuth die härtesten Entbehrungen auf, nimmt ein verwaistes Kind zu sich, wird ihm Vater! Wahrlich Du armer Schulmeister, Du bist ein kreuzbraver Mensch! Deine edle That, Deine jammervolle Lage soll bekannt werden. Es gibt so viele edle Frauen und Männer in Wien und in Oesterreich, die gern dem wahrhaft Dürftigen ihre erbarmende Hand reichen. Dein unerreichbarer Wunsch dreht sich um den Besitz einer Kuh, und die sollst Du haben, so wahr ich hier diese Worte spreche! Ich werde es dem Reyhongs sagen, der mag die Geschichte mit schlichten, einfachen und wahren Worten in seiner Zeitung wieder erzählen, und ich müßte kein Oesterreicher mit Leib und Seele sein, wenn da nicht meine braven Landsleute dem armen Schulmeister unter die Arme griffen" *).

Beim Floßmeister fand der Dicke wieder die beiden andern Herren, welche um einen großen Holztisch auf Holzbänken saßen und aus großen, irdenen Gefäßen, ähnlich den Suppenterrinen, etwas Flüssiges hinunterschlürften, wozu jeder in ein tüchtiges Stück Schwarzbod hineinbiß. Neben jedem lag ein großer Blechlöffel auf dem Tische.

„Du bliebst lange aus, Dicker. Jetzt beeile Dich mit dem Frühstück, wir sind in der schönsten Arbeit."

„Aber sagt mir nur, was ihr da habt?"

„Nun Kaffee à la G'schaidl, servirt mit obligaten Eßlöffeln und Brod, so schwarz, wie bei Komorn," lachte der Hauptmann.

„Die Geschichte sieht gerade nicht besonders appetitlich aus, doch ....." da setzte ihm ein junges Mädchen ebenfalls einen großen, irdenen Napf, mit zwei Henkeln an jeder Seite versehen, worin sich mit Milch gemischter Kaffee befand, vor, legte ihm einen großen Blechlöffel und ein Stück Schwarzbrod hin und forderte ihn freundlich zum Frühstücken auf.

Der Dicke, ein etwas verwöhnter und penibler Mann in dergleichen Sachen, betrachtete die braune Flüssigkeit in der Schale mit kritisch-komischen Blicken und wußte nicht recht, ob er es damit versuchen sollte oder nicht. Da rief der Hauptmann dem Mädchen zu: „Der Herr versteht nicht gut deutsch und weiß sich mit dem Kaffee nicht recht zu behelfen, stehen Sie ihm nur bei!" und das junge Bauernmädchen kömmt in ihrer Unschuld sogleich eilfertig zum Tisch zurück und ergreift das Schwarzbrod, brockt davon einige Stücke ab und will diese in die Schale werfen. Der Dicke protestirte natürlich dagegen, hatte aber seine liebe Noth dem Mädel begreiflich zu machen, daß er nicht gewohnt sei, den Kaffee mit Löffeln zu essen, bis diese endlich, vielleicht nur halb das Gesagte verstehend, sich lachend entfernte.

„Und unser Bündel ist geschnürt
Und alle Liebe d'rin;
Wohin uns Wind und Wetter führt
Die Liebe bleib darin!"

sang der Dicke in heiterer Laune als man vom G'schaidl aufbrach, um die nächste Alpe, den Gippel, zu besteigen. Doch

Dick und finster wie an den Hebriden
Zogen Wolken an der Berge Häupter,

die sich immer tiefer und tiefer senkten und endlich Alles in ihr nächtiges Grau verhüllten. Nicht umsonst heißen die nächsten Thäler und Berge neben dem G'schaid die Naß, denn in diesen Gegenden ist es ein halbes Wunder, wenn es nicht täglich einmal

*) Ist geschehen und durch Sammlung eine Kuh dem Demuth übergeben worden.

regnet und wie, davon sollten unsere drei Wanderer bald einen klareren Begriff bekommen.

Kaum senkt sich — und sei es auch der heiterste, wärmste und schönste Tag — in diesen Gegenden die Sonne hinter die Berge, so hüllen Nebel, Berge und Thäler ein, es wird sehr kühl, ja kalt, und der Thau, so stark wie ein recht ergiebiger Regen fällt nieder. Dieß dauert so lange bis die Wärme der Morgensonne die Feuchtigkeit wiederum verdunstet. Ja die Feuchtigkeit ist bei Nacht so groß, daß sie die Holzwände der Keuschen — gerade wie auf der See in Schiffen — durchdringt und Betten und Kleidungsstücke stark angefeuchtet werden.

„Dachte ich's doch gleich", warf der Hauptmann hin, „daß uns die Milchgeschichte etwas auf den Hals ziehen würde."

„Du hast recht, Hauptmann," pflichtete der Dicke bei, „der Professor hat uns das Wetter damit verdorben."

„Ihr Schelme habt gut spotten," sagte darauf laut lachend der Professor. „Aber ich gebe Euch das heilige Versprechen, daß, wenn wir noch 100 Partien machen sollten, ich keinen Tropfen Milch mehr trinke! Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen."

„Nun was beginnen wir jetzt?" frug der Dicke, denn immer grauer und schwärzer hüllten sich die Berge ein und immer tiefer ballten sich die regenschwangeren Wolken zusammen, jede Aussicht versperrend.

„Mein Rath wäre, wir gehen so rasch wie möglich bis zum Singer zurück, nehmen uns dort ein Steirerwagel, fahren bis Gloggnitz und benützen den Eisenbahnzug um 2¼ Uhr Nachmittags um noch bis Wien zu gelangen."

„Alles recht schön", entgegnete der Dicke und betrachtete wehmüthig seinen Bauch, „aber wir werden schwerlich, selbst wenn ich das äußerste Maß meiner Kräfte anstrenge, bis dahin Gloggnitz erreichen. Wir können ja später mit dem Abendzug fahren!"

„Eine wohlweise Verordnung der löblichen Gloggnitzer Eisenbahn-Direktion", bemerkte der Hauptmann, „sendet aber in den Wochentagen keinen Abendzug nach Wien. Wer dorthin will, muß um ¼ auf 3 Uhr Mittags fahren."

„Ich rechne diese Einrichtung nicht zu den gescheidtesten, und wenn ich nach Wien komme, bin ich im Stande dies offen auszusprechen und mit Gründen zu belegen, die mir keine Direktion abdisputiren soll," eiferte der Dicke.

„Bis dahin können wir aber nicht warten, Dicker," meinte der Professor, „und da es so eben recht sanft zu regnen anfängt, so schreite tüchtig aus, damit wir bald zum Singer kommen, denn gewaschen werden wir heute jedenfalls recht ordentlich."

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Kaum war jedoch eine Viertelstunde vergangen, als es in Strömen vom Himmel stürzte, so daß bald Alle bis auf die Haut durchnäßt waren. Je ärger es regnete, in desto rascheren Schritt setzten sich die Herren, selbst der Dicke bekam jetzt flinke Füße als er erst naß wie ein Pudel war und wurde sogar heiterer Laune, als es von seinem Hute wie eine kleine Quelle herabrieselte. Nach etwa 3½ Stunden erreichte man die Singerin. Der Wirth war so gütig für 4 fl. sein altes, fettes Roß vor ein Steirerwagel zu spannen, den Herren mit alten Mänteln und Kotzen auszuhelfen, worein diese sich hüllten, und spornstreichs ging's immer im tollen Regen bis nach Gloggnitz, wo man kurz vor dem Abgang des Trains glücklich eintraf.

Als alle Drei im Eisenbahnwagen saßen, sagte der Dicke: „Wir müssen übrigens in unsern Costümen hübsch ausgesehen haben, Professor. Ich glaube, wenn uns Bekannte gesehen, daß diese uns herzlich auslachten."

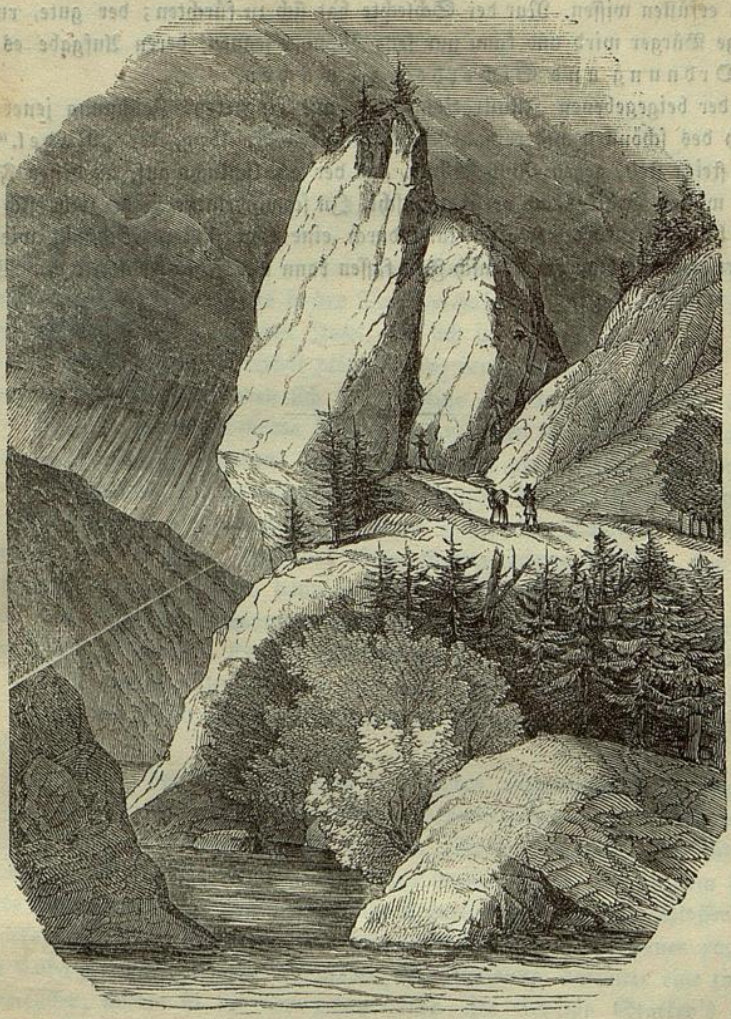
„Vielleicht fertige ich eine Skizze davon; denn Du mit Deinem aus tausend Fetzen und Farben zusammengeflickten Mantel sahst wie ein Papageno aus."

„Und Du," lachte der Dicke, „mit Deinem aufgeweichten und außer Façon gekommenen Hut, wie ein reduzirter Lanzknecht."

„Und der Hauptmann wie ein aufgeweichter Torniſter, der als Hamlet Gaſtrollen geben will."

„Aber amüſirt haben wir uns doch!"

und alle Drei waren darüber einig: „daß es köſtlich geweſen ſei."



Die Nadel.

Im Dezember verflossenen Jahres war das an der Gränze von Kärnten und Krain, im ehemaligen Cillier Kreise gelegene Sulzbacher Thal, der Schauplatz eines empörenden Verbrechens gegen die Sicherheits-Organe des Staates, indem gegen 60 dortige Insassen eine Gensd'armerie-Patrouille, welche 3 Deserteure eingefangen hatte, überfielen und zwei der Tapfern niederschlugen. Wie alle abgeschlossenen und schwer zugänglichen Gebirge und Thäler bot gerade diese wildromantische Gegend, in einer Länge von 5 Stunden, seit langer Zeit Deserteuren und Rekrutirungsflüchtigen ꝛc. einen sicheren Aufenthalt dar, wo sie sich den Augen der Behörden entziehen, und ihr weiteres Treiben ungestört fortsetzen konnten. Dem neuen Sicherheits-Institute „der k. k. Gensd'armerie" verdanken wir es, daß alle die früheren Schlupfwinkel gereinigt und die bürgerliche und gesetzmäßige Ordnung kräftig allenthalben im Vaterlande gewahrt wird. So jung dieses Institut in unserem Vaterlande ist, so haben dessen Mitglieder bereits in vielen Fällen, ja mit eigener Aufopferung es bewiesen, daß sie die ihnen gewordene hohe Aufgabe voll-

ständig zu erfüllen wissen. Nur der Schlechte hat sich zu fürchten; der gute, ruhige und vernünftige Bürger wird und kann nur jene Männer segnen, deren Aufgabe es ist: für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu wachen.

In der beigegebenen Illustration geben wir eine treue Zeichnung jener Gegend, namentlich des schönsten und romantischsten Punktes derselben, der „Nadel." — Der Felskegel steigt steil, gegen 6000 Schuh, aus der Thalschlucht auf, an dessen Fuß schäumend ein wilder Gebirgsbach vorüberrauscht. In schwindelnder Höhe zieht sich ein Gebirgssteig hin, der mehrere Klafter lang durch eine enge finstere Schlucht wiederum zu Tage führt, worauf bloß ein Mensch Fuß fassen kann und jeder Fehltritt den Wankenden vernichten würde.

Echter Muth.

I.

Im Herbste 1842 befand ich mich in der heitersten Gesellschaft von sechs Personen auf dem Landhause des Sennor Arguellas in der Nachbarschaft von Santiago de Cuba, in der östlichen Intendencia der genannten Insel, als sich in unserem Kreise ein Vorfall ereignete, der die herrschende Fröhlichkeit plötzlich ganz verscheuchte.

In unserer Gesellschaft befanden sich drei tüchtige amerikanische Kaufleute aus den südlichen Staaten, die in ausgedehnten Handelsverbindungen mit dem kolumbischen Archipel und den kleinen Antillen standen. Diese beabsichtigten am folgenden Morgen, wenn Wind und Wetter günstig, sich in dem Barkschiff „Neptun," dessen Capitän und Miteigenthümer Mr. Starkey war, nach der Morant Bay, auf Jamaika, einzuschiffen. Außerdem bestand noch der kleine Kreis aus einem Neffen unseres Wirthes, der Lieutenant in der spanischen Artillerie war, dann aus Sennor Dupont, einem jungen, reichen Creolen, von dem allgemein angenommen wurde, daß er der begünstigte Bewerber um die Hand der Donna Antonia, Tochter und alleinige Erbin des Sennor Arguellas, sei und ferner — außer meiner Wenigkeit — aus dem Capitän Starkey, einem schönen, kräftigen Seemann von feinen Manieren und seltener Bildung, ein wahrer Gentleman, von etwa 34 Jahren.

Sennor Arguellas, der einige Geschäfte in Kingston abzumachen hatte, wollte in Begleitung seiner Gattin und seiner schmucken, wunderlieblichen Tochter Antonia die Reise mit den sämmtlichen anderen Herren auf dem „Neptun" machen. Ich für meine Person befand mich nur zufällig hier, da ich erst vor wenigen Tagen mit meinem Schiffe auf der Rhede angekommen war und mit Sennor Arguellas Geschäfte abgeschlossen hatte.

Ich hörte, daß der „Neptun" eine reiche Ladung von verschiedenen englischen Waaren nach Cuba gebracht und jetzt mit halber Waarenladung, darunter eine ziemliche Menge Pulverfässer, wieder in die See gehen werde. Da Capitän Starkey's schönes Schiff trefflichen Cajütenraum bot, das wunderschöne Wetter eine eben so angenehme, als kurze Fahrt versprach, der Wind überdem nach Nordwesten umgeschlagen hatte und sich auf diesem Strich halten zu wollen schien, so waren Alle in ausnehmend heiterer Stimmung, plauderten über die beabsichtigte Fahrt, über cubanische, amerikanische und europäische Politik und stritten sich über den vergleichsweisen Vorzug der französischen und spanischen Weine, der Havanna- und Alabama-Cigarren und Aehnliches.

Die Nacht, welche sich herabgesenkt, war köstlich, klar und prachtvoll. Der Abendwind war gerade stark genug, die reiche und duftende Vegetation der weitausgedehnten, herrlichen Thäler in Bewegung zu setzen, um die weinerhitzten Gesichter der Gesellschaft mit Wohlgerüchen zu fächeln, womit die Atmosphäre so reich geschwängert war; ferner auch die krümmungsreichen Flüßchen und Bäche zu kräuseln, welche die Inseln nach allen Richtungen hin durchschneiden und bewässern, auf deren Wellen in magischem Glanze die Spiegelbilder aller jener Myriaden prächtig leuchtender Sterne zitterten, welche eine helle Nacht unter Cuba's Himmel zieren.

Beinahe alle Gäste hatten ziemlich viel Wein getrunken, ja fast zu viel; allein die Glorie dieser Nacht wurde nicht eher entweiht, als bis uns Sennora Arguellas mit ihrer lieblichen Tochter, so wie der Hausherr, welcher noch Geschäfte ordnen wollte,

schon eine Zeit lang verlassen hatten, wozu der Abschied, welchen die Damen von Capitän Starkey genommen, die erste Anregung zu der nun kommenden Szene gegeben haben mochte.

Die Sennora hatte nämlich, als sie sich zum Weggehen anschickte, zu Capitän Starkey gesagt: „Verlassen Sie gefälligst unser Haus nicht eher, bevor ich Sie noch einmal gesprochen. Belieben Sie nur die Tischglocke zu rühren, und eine Dienerin wird mir's dann melden!" Capitän Starkey hatte sich ehrfurchtsvoll verbeugt, Antonia aber lächelte ihm dabei so freundlich zu, wie ich es bisher noch nicht zu bemerken Gelegenheit fand.

Binnen Kurzem bemerkten wir Alle, daß die Unterhaltung einen sehr widerwärtigen Ton angeschlagen, überhaupt eine unbehagliche Wendung genommen hatte. Wie es kam, oder was zuerst darauf führte, erinnere ich mich nicht mehr genau. Mir schien es jedoch, als habe sich Sennor Dupont einigermaßen von dem allzufreundlichen Ausdruck in Antonia's Zügen, als sie sich von Capitän Starkey verabschiedete, gekränkt gefühlt.

Starkey hatte im Laufe des Gesprächs an der Tafel sich bereit erklärt, mehrere Familien freier Neger nach Jamaika mit hinüber nehmen zu wollen, wo die Dienste der Männer auf Zuckerpflanzungen weit höher bezahlt würden als auf Cuba, wo diese Arbeiten meistens nur Sklaven besorgen. Die südamerikanischen Herren hatten sich darüber schon früher mißbilligend ausgesprochen und wurden in der That fast allzu freigebig mit Sticheleien und Spottreden auf Capitän Starkey's Neger-Grundsätze, wie sie es nannten. Vielleicht würde dies unbemerkt vorübergegangen sein, hätte der Capitän nicht unglücklicher Weise erwähnt, daß er als Midshipman, an Bord eines Kriegsschiffes, eine ziemliche Zeit lang zur Unterdrückung des Sklavenhandels gedient. Diese Erklärung fachte bei Sennor Dupont den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme an und aus halblauten Verwünschungen entnahm man, daß er durch solche Geschwader bereits viele materielle Verluste erlitten habe. Endlich brach ein Sturm zorniger Worte los und leidenschaftliche Reden des Unmuthes flogen hin und her. Von der einen Seite wurde der Sklavenhandel mit verächtlicher Bitterkeit heruntergesetzt, von der andern Seite aber warm und mit Hartnäckigkeit vertheidigt. Da ließ sich Dupont, von Wein und Leidenschaft auf's Höchste aufgeregt, beigehen, das Sternenbanner (die Flagge der Vereinigten Staaten) zu beschimpfen, so wie der Königin von England ein ehrenrühriges Beiwort zu geben, worauf ihm augenblicklich Capitän Starkey ein in Händen habendes Weinglas sammt Inhalt in's Gesicht warf. Im Nu waren alle Anwesenden aufgesprungen und durch den verhängnißvollen Ausgang des Wortwechsels so ziemlich nüchtern geworden.

Capitän Starkey faßte sich zuerst; sein zorn- und weingeröthetes Gesicht hatte sich in Blässe umgewandelt, indem er zu Dupont sagte: „Ich bitte Sie um Verzeihung. Es war allerdings Unrecht, ja sehr Unrecht von mir, Ihnen so zu begegnen, allein meine Handlungsweise wird in Ihren gethanen Aeußerungen einigermaßen Entschuldigung finden!"

„Verzeihung?" — rief Dupont, der in einer Extase von Wuth herumsprang und sich mit dem Taschentuch sein Gesicht abwischte. — „Milles tonnerres! Ja, eine Kugel vor die Stirn soll Ihnen Verzeihung geben, sonst Nichts!"

Lieutenant Arguellas eilte auch sogleich dem Hause zu und kehrte mit einem Pistolenkästchen unter dem Arm wieder zurück, die er Dupont überreichte.

Da ich sah, daß jetzt bitterer Ernst aus der Sache werden sollte, trat ich zu Starkey, der nun wieder ruhig und mit verschränkten Armen am Tische stand, und sagte zu ihm: „Sir, ich bin in derlei Dingen nicht ganz unerfahren, und wenn ich Ihnen jetzt dienen kann, so . . . ."

„Ich danke Ihnen, Capitän, werde aber Ihres Freundschaftsdienstes nicht bedürfen", unterbrach mich Starkey, und sich zum Lieutenant Arguellas wendend sagte er: „Ich bin kein Raufbold, mein Herr, und werde mich nicht mit Mr. Dupont schlagen!"

„Was sagte er?!" rief der Lieutenant und sah sich völlig erstaunt im Kreise um, „er will sich nicht schlagen?"

Unser Aller Blut wallte auf. Ich war empört, daß einer meines Standes so das Hasenpanier ergreifen wollte und rief mit voller Entrüstung Starkey zu: „Wie? Sie wollen sich nicht schlagen, Capitän Starkey? Das erklären Sie, dessen Name in der Flotte läuft? Wahrlich, es ist nur Ihr Scherz!"

„Ich rede im vollkommenen Ernste, denn ich bin aus Grundsatz ein Gegner des Zweikampfes!"

„Aus Grundsatz eine Memme!" rief Mr. Dupont mit giftigem Hohne und drohte Starkey mit der geballten Faust.

Das verächtliche Schimpfwort machte den Capitän erbeben, ein Blitz wilder Leidenschaft schoß aus seinen dunkeln Augen und er machte einen Schritt gegen Dupont, bemeisterte sich aber gewaltsam und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe: „Ich muß Ihre Grobheiten hinnehmen, obschon Ihre Unverschämtheit eine Rüge verdiente. Doch, ich wiederhole es, schlagen werde ich mich nicht!"

„Aber Sie müssen meinem Freunde Genugthuung geben!" rief jetzt Lieutenant Arguellas, eben so ergrimmt wie Dupont. — „Geschieht dies nicht, so werde ich Sie nicht nur auf dieser Insel, sondern auch auf Jamaika öffentlich für den feigsten Schuft erklären!"

Statt auf diese Erklärung zu antworten, rührte Capitän Starkey kaltblütig die auf dem Tische stehende Klingel und hieß die eintretende Sklavin die Sennora Arguellas zu benachrichtigen, daß er sich verabschieden und die Dame vom Hause noch einmal sprechen wolle.

„Sieh nur Alfonso!" rief Dupont mit höhnischem Triumphe, „der tapfere Capitän will sich unter den Schutz der Unterröcke Deiner Tante begeben!"

Sennora Arguellas trat in diesem Augenblicke ein, und schien nicht wenig betroffen über das seltsame Aussehen der Gesellschaft. Sie führte den Capitän auf dessen Bitte in's Haus und wir Uebrigen blieben wie angewurzelt stehen und starrten uns verwundert an. Zehn Minuten später erfuhren wir, daß Starkey das Haus verlassen, nachdem er der Sennora noch mit aller Bestimmtheit aufgegeben, zu melden, daß sein Schiff am nächsten Morgen um 9 Uhr unfehlbar unter Segel gehen werde.

Die Gesellschaft trennte sich jetzt sehr verstimmt.

II.

Am nächsten Morgen fanden sich Alle zur anberaumten Zeit am Bord ein. Capitän Starkey empfing seine Passagiere mit höflicher Gleichgiltigkeit und wurde nicht im Mindesten von dem absichtlichen, verächtlichen Hohn afficirt, welchen Dupont und der Lieutenant zur Schau trugen. Als aber auch Donna Antonia mit abgewandtem Blick und verächtlicher Miene an ihm vorüberging und ihre Mantille fester zusammenzog, als solle diese sich nicht durch Berührung mit einem Feigling beschmutzen, stieg ihm das Blut in's Gesicht und man sah ihn zusammenbeben. Allein auch dieser Ausdruck von Schmerz war nur ein sehr flüchtiger, denn schon nach wenigen Minuten waren des Capitäns Züge wieder so ernst und kalt als zuvor.

In Mr. Dupont kochte es. Er konnte sich nicht enthalten seine Gedanken laut werden zu lassen, indem er hörbar genug für einige nahe stehende Matrosen des Schiffes

das Wort „Lache!" aussprach und dabei den Capitän fest ansah. Er wollte an Starkey vorübergehen, als dieser ihn mit eiserner Faust packte, leicht umdrehte und laut, aber ruhig und fest zu ihm sagte: „Ecoutez, Monsieur! persönlich ist es mir ganz gleichgiltig, was Sie von mir denken; allein ich bin auf diesem Schiffe Capitän und Regierender, und werde Niemanden erlauben, mich vor der Mannschaft zu höhnen und dadurch meine Autorität über dieselbe zu verringern. Erdreisten Sie sich noch einmal in Blick oder Wort mir so zu begegnen, so sperre ich Sie in einsame Haft und in Eisen bis wir in Jamaika ankommen!"

Damit schob er den betretenen Dupont von sich und ging nach dem Vordertheil des Schiffes, das eben vor einem leichten Winde der Morant-Spitze zusegelte.

Man konnte unmöglich nur wenige Stunden am Bord des „Neptun" zubringen, ohne sich vollkommen zu überzeugen, daß dessen Capitän ein ausnehmend tüchtiger Seemann sei, und daß die Bemannung des Schiffes zu den schmucksten Burschen gehörte, welche die See befuhren. Der Dienst an Bord ward so pünktlich, geräuschlos und im Takt besorgt, als wär's ein Kriegsschiff, und eine Empfindung von Zuversicht und Vertrauen auf des Capitäns Tüchtigkeit in seinem Fache ward bald von Allen an Bord befindlichen Passagieren stillschweigend oder offen eingestanden.

Das Wetter blieb durchaus schön; nur war der Wind schwach und veränderlich, so daß man mehrere Tage lang die blauen Berge von Jamaika vor sich sah, ohne daß sich das Schiff merklich dem Lande nähern wollte. Endlich kam eine anhaltende Brise aus Nordwest und man näherte sich allmälig der Morant-Spitze, passirte sie und lief um 2 Uhr Morgens in die Bucht ein, wo die eigentliche Seereise als beendigt angesehen werden konnte.

Für die Cajütpassagiere war dies ein großer Trost, denn der Zwang, dem sich Alle unterworfen fühlten, war äußerst widerwärtig, namentlich bei Tische, wo der Capitän mit frostiger Höflichkeit den Vorsitz führte und die Unterhaltung sich nur auf einsilbige Fragen und Antworten beschränkte.

Es war Abend geworden. Der Capitän befand sich in seiner Cajüte nnd ordnete seine Papiere. Das Schiff segelte ruhig und gleichmäßig durch die See dem nahen Hafen zu, als plötzlich eine hohe Flammensäule aus der durch zwei Matrosen theilweise geöffneten Hauptlucke des Schiffes emporschoß und der wilde Schrei: „Feuer! Feuer!" — der entsetzlichste Ruf, den man nur zur See hören kann — auf dem Deck ertönte. Ein schreckliches Durcheinanderschreien hatte sich erhoben und eine Verwirrung, ein Hin- und Herrennen der ärgsten verzweifelten Art fand bereits statt, als man die athletische Gestalt des Capitäns auf's Verdeck springen sah, seine, alles übertönende Stimme Stille gebot, und nun an seine folgsame Bemannung der Befehl erging, die Hauptlucke zu verschließen, damit das Feuer nicht mehr heraufschlage.

Dieser Befehl ward unter der persönlichen Mitwirkung des Capitäns augenblicklich ausgeführt, dann aber verschwand er unter das Vorderdeck, blieb etwa zwei Minuten dort verschwunden und kam dann schwarz und verbrannt mit einem Gegenstand in den Armen, der einer Leiche glich, wiederum zum Vorschein, warf die Last auf's Verdeck, rief den dritten Steuermann zu sich und sagte zu ihm: „Geht hinunter Mr. Ned und weckt die Passagiere! Ihr aber, Mr. Hawkins — zum ersten Steuermann gewendet — holt mir meine Pistolen aus der Cajüte! Doch hurtig, Mann! Leben oder Tod hängen vom Verluste einer Minute ab!"

Darauf erst kehrte er sich zu seinen bestürzten, aber aufmerksamen Matrosen und sagte: „Ihr wißt, Männer, daß ich Euch bei keiner Gelegenheit je täuschte. Hört mich also aufmerksam an! Jenes besoffene Vieh dort, der Diener des Lieutenants Arguellas, hat, als er Rhum im Raume stehlen wollte, mit seinem Lichte ein angezapf-

tes Faß in Brand gesteckt. Dieß ist zerplatzt, der ganze untere Raum steht in Feuer und ein Löschungsversuch wäre vergeblich!"

Da ließ sich die Bemannung nicht mehr länger halten, stieß einen einstimmigen Schrei des Schreckens und der Wuth aus, und alle sprangen instinktmäßig nach den Booten, um sich zu retten. Doch die gebietende Stimme des Capitäns hemmte sogleich ihre Schritte, indem er rief: „Wollt Ihr mich wohl zu Ende hören?!" und als die Leute ehrerbietig schwiegen, sprach er weiter: „Uebereilung und Bestürzung kann uns nur verderben, doch mit Muth und Beharrlichkeit können wir Alle gerettet werden! Darum Gehorsam meinen Befehlen! Jetzt an die Arbeit Männer! Wer sich im geringsten widerspenstig zeigt, fällt durch meine Kugel!"

Merkwürdig war es, den Einfluß zu beobachten, welchen das kühne, besonnene, muthige und befehlsgewohnte Betragen und die Sprache des Capitäns auf die Mannschaft ausübte. Der panische Schreck, der sie anfangs ergriffen, schien einer thatkräftigen Entschlossenheit gewichen zu sein, und in unglaublich kurzer Zeit befanden sich die Boote glücklich im Wasser.

„Recht so, meine wackern Jungen! — rief Starkey — Ich wiederhol's, wir haben noch Zeit genug übrig. Vier von Euch — und er benannte sie — bleiben bei mir. In jedes der großen Boote springen 5 Mann von Euch, in die beiden kleineren 3 Mann und in das Heckboot 2 Mann. Heftiges Andringen und unnütze Hast würde die Boote zum Sinken bringen, und wir werden im Stande sein, wenigstens ein Fallreep frei zu haben!"

Die Passagiere waren mittlerweile halb angekleidet auf's Verdeck gestürzt. Alle hatten im ersten, wilden Schreck den Kopf verloren, da sie wußten, daß viel Schießpulver sich an Bord befand. In dem Augenblicke, wo die Boote an der Steuerbordseite des Schiffes anlegten, drängten sich die Männer, sowohl Farbige als Weiße, mit wahnwitziger Hast den Weibern und Kindern voran, unbekümmert darum, wen sie auf diese Weise aufopferten. Allein Capitän Starkey trieb sie Alle mit Hilfe der vier athletischen Seeleute schonungslos zurück und rief: „Wer nicht gehorcht, den lasse ich über Bord werfen! Hier gilt die Reihe wie bei einem Leichenzuge; erst die Frauen, dann die Kinder, endlich die älteren Männer! Geleitet Sennora Arguellas und ihre Tochter dort hinunter! Hurtig Leute!"

Als Donna Antonia mehr todt als lebend in's Boot hinuntergelassen werden sollte, brach sich mit dem Geräusche einer Explosion plötzlich eine hohe Flammensäule durch die gesprengte Hauptlucke Bahn. Die erschreckten Passagiere stießen einen wilden Jammerschrei aus, stemmten und drängten, und traten sich mit einer entsetzlichen Heftigkeit beinahe zu Boden, um das Fallreep (Schiffstreppe) zu erreichen. Auch Mr. Dupont zwängte sich mit der Energie eines Wahnwitzigen durch das Spalier der Matrosen und drängte Antonia so plötzlich nach vorn, daß sie ohne die äußerste Aufbietung der herkulischen Kraft des Capitäns in's Meer hätte stürzen müssen.

„Zurück, unmännlicher Feigling! Zurück, Schuft!" — brüllte Capitän Starkey in furchtbarer Aufregung ob der Gefahr der jungen Dame, ergriff — nachdem diese geborgen war — Dupont wild beim Kragen, deutete mit der Pistole in der andern Hand auf die Flossen einiger Haie, die im hellen Glanz der Flamme nur wenige Armslängen vom Schiffe sichtbar waren, und sagte dann: „Sehen Sie sich diese Dinger recht an, Sennor! Euch Männer aber befehle ich, daß Ihr Jeden, der sich noch vordrängt, denen da — auf die Haie weisend — servirt?"

„Sehr wohl, Sir!" war die mechanische Antwort der Seeleute.

Diese fürchterliche Drohung stellte sogleich die Ordnung wieder her. Die farbigen Weiber und Kinder wurden zunächst eingeschifft und das Boot schien gefüllt.

„Stoßt ab! — erscholl das Kommandowort — das Boot geht gerade tief genug für Eure Sicherheit!"

Da ließ sich ein Ruf, schwach wie das Weinen eines Kindes aus dem Boote vernehmen und der Capitän hörte und verstand ihn augenblicklich.

„Haltet noch einen Augenblick! — rief er — und laßt noch Sennor Arguellas hinunter. So, nun tummelt Euch, daß Ihr fortkommt!"

Das nächste Boot war bald eben so rasch beladen. Die farbigen Männer, Jung und Alt und die weißen Herren füllten es.

„Sie sind ein edler Mann! — rief Lieutenant Arguellas und suchte des Capitäns Hand zu ergreifen. — Ich war ein Thor, als ich . . . . ."

„Fort Sir! — rief Starkey. — Hier ist kein Ort und keine Zeit zu faden Komplimenten!"

Schon war der Befehl zum Abstoßen über des Capitäns Lippen, als sein Blick zufällig auf seinen treuen Schiffsjungen fiel, der dicht an seiner Seite an den Wandten des Schiffes stand.

„Halt, noch einen Augenblick! — rief er. — Hier ist noch ein Junge, dessen Gewicht Euch keinen Schaden bringen wird!" Damit ergriff er den Jungen mit den Armen wie ein Kind und ließ ihn vorsichtig in's Boot gleiten, indem er ihm noch die Worte zuflüsterte: „Lebe wohl, Jac! grüße mir Deine Eltern herzlich, falls ich sie nicht mehr wiedersehen sollte!"

Alle Boote waren besetzt und abgefahren und nur noch das kleine war übrig, das höchstens acht Personen sicher fassen konnte. Noch befanden sich sieben Menschen mit dem Capitän an Bord des Schiffes und zwei Matrosen führten bereits das Boot. Als die übrigen sechs rasch eingeschifft waren und nur noch Capitän Starkey allein auf dem Deck seines brennenden Schiffes stand, frug er hinab: „Kann das Bord noch Einen tragen?"

„Wir müssen und wollen es probiren — kam zur Antwort — da Sie es sind, Capitän! Wir sind aber alsdann überfüllt, zumal da uns die verdammten Haie wie zahme Lämmer umschwärmen!"

„So wartet noch einen Augenblick, ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange ich noch Eine lebende Seele an Bord wüßte!"

Und er schritt hastig nach dem Vorderdeck, erschien alsdann wieder an dem Fallreep, den bewußtlosen Diener des Lieutenants Arguellas im Arm und ließ diesen vorsichtig in's Boot hinab.

Im Boote stieß man einen Schrei der Entrüstung aus, doch dieß half nichts, denn im nächsten Augenblicke war das Tau des Bootes in die See geworfen und der Capitän rief: „Nun rudert, Jungens, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

Vom Instinkt der Selbsterhaltung angetrieben, griffen die Ruder sogleich in's Wasser und das Boot entfernte sich rasch vom Schiffe.

Nachdem nun Alle außer Capitän Starkey das brennende Fahrzeug verlassen hatten, blickte er, die Augen mit der Hand beschattend, begierig in der Richtung nach der Küste hinaus. Sodann rief er noch dem letzten Boote nach: „Wir müssen schon lange von der Küste bemerkt worden sein und es werden Lootsenböte Euch begegnen. Sagt ihnen, daß sie sich beeilen mögen, dann dürfte ich noch einige Hoffnung auf Rettung hegen!"

Der ganze Auftritt, diese lange Agonie, zu deren Schilderung wir so viele Worte gebrauchten, dauerte nur etwa 8 Minuten. Wir schildern hier eine Thatsache, keinen Roman. — Es gibt auf der See so viele furchtbare und erschütternde Dramen, daß

man ohne jede Erfindung, nur mit einfachen wahren Worten, ganze Bibliotheken mit Bänden füllen könnte*).

Starkey hatte gethan, was schon Tausende braver Seemänner vor ihm eben so gemacht. Nur selten erblickt aber ein Auge die selbstverläugnende Aufopferung und Seelenstärke, welche sich im bewegten Seemannsleben so oft kund gibt und nur Wenige entrinnen solchen Katastrophen, denn die See verlangt ihren regelmäßigen Tribut — ein alter Seemannsglaube — der einerseits auch sein Gutes hat.

Kaum waren die Boote eine halbe Meile von dem brennenden Schiffe entfernt, als das Feuer, welches jetzt allenthalben durch das Verdeck schlug, auch das Takelwerk und die wenigen ausgesetzten Segel ergriff und in feurigen Zügen die vollständigen Umrisse des schönen, großen Schiffes darbot. Es war ein traurig schönes, furchtbar erhabenes Schauspiel; und auf diesem brennenden Vulkan befand sich noch ein Mensch, ein heldenmüthiger Mann, durch dessen Festigkeit und Geistesgegenwart 80 Menschen dem sichern Tode entrissen wurden.

Um die ausgesprochene Hoffnung auf Rettung nicht ganz unmöglich zu machen, hatte Capitän Starkey zuvor Klüver- und Focksegel den Winden preisgegeben und war dann bis an's Ende des Bugspriets hinausgegangen, wo er eine kurze Weile vor den Flammen gesichert war.

Die Boote vergrößerten immer mehr ihre Entfernung von dem brennenden Schiffe; unter den Geretteten herrschte das Schweigen des Grabes, das nur die taktmäßigen Ruderschläge unterbrachen. Aber Aller Augen waren in tiefster Angst zur Küste gerichtet in der Hoffnung, den auslaufenden Lootsen zu entdecken. Und endlich ließ sich bei dem ersten Boote ein deutlicher Anruf vernehmen, den alle freudig beantworteten, und als der Steuermann wenige Worte mit dem Lootsen gewechselt, schoß dessen Boot rasch dem brennenden Schiffe zu, gefolgt von einem zweiten Lootsenkutter.

Als der zweite Kutter den Booten näher kam, rief ein Mann vom Bug: „Wie heißt das Schiff?"

„Bark Neptun, Capitän Starkey! Er befindet sich noch am Bord des brennenden Schiffes!"

Da rief aus dem zweiten Boote eine Stimme: „Hundert Pfund dem ersten Boot, das das Schiff erreicht, 200 Pfund demjenigen, der den Capitän rettet!"

„Das ist Sennor Arguellas Stimme — rief der Lootse, der den alten Herrn erkannte. — Hurrah denn, es gilt den Preis!" und fort schoß das Boot dem brennenden Schiffe entgegen.

Einige Minuten später traf noch ein großes Küstenfahrzeug ein und nahm von

---

*) Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines interessanten Vorfalles auf der Fahrt von Liverpool nach Quebeck im Jahre 1846.

Ich war bereits zehn Tage in See und hatte beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich eines Sonntags Morgens — es hatte zwei Tage vorher ziemlich stark gestürmt — ein großes Schiff bemerkte, daß unter dicht gerefften Marssegeln gerade auf mich zueilte. Auf etwa eine Meile Distanz änderte dasselbe plötzlich seinen Curs und steuerte Süd und nach kaum einer Viertelstunde wiederum Ost und dann Nord-Ost. Da mir die Geschichte ziemlich wunderlich vorkam, ließ ich darauf los steuern und bemerkte endlich, daß es ein schönes, neues, großes englisches Vollschiff war, das Holz geladen hatte, dessen Gallerien und auch theilweise das Deck von der See gänzlich zertrümmert waren, aus dessen Speigaten und Lucken, so wie die Schwellungen der See das Schiff füllten, wie Wasserfälle das Wasser herabstürzte. Als ich das Schiff beim Vorbeisegeln anrief, im Falle noch eine lebende Seele an dessen Bord sei, sprang plötzlich ein hübscher brauner Wachtelhund aus der hochgelegenen Kajüte und auf's Steuerrad, wo der Hund uns freundlich zuwedelnd verblieb, so daß es schien, als wenn dieser Hund allein das große schöne Schiff durch den atlantischen Ocean steuerte. Trotz der hohen See, ließ ich ein Boot aussetzen, um dieß schöne Thier zu retten, allein unsere Mühe blieb wegen der schweren Brandung am Schiffe unmöglich und mit betrübtem Herzen rief ich dem kleinen vierbeinigen Steuermann mein „Farewell" zu.

allen Booten, die sämmtlich sehr tief im Wasser gingen und überladen waren, einen Theil des lebendigen Cargo bei sich auf, so daß diese jetzt ganz außer Gefahr waren.

Jetzt blickten sich aber Alle nach ihrem todesmuthigen Retter um, denn die Explosion mußte jeden Augenblick erfolgen. Auf einmal schoß eine weiße, gewaltige Flammenpyramide aus dem Raum des Schiffes empor, der ein furchtbarer, anhaltender Donnerschlag folgte. Die Boote schaukelten wie von einem wilden Strudel erfaßt und dann kam ein Zischen und Plätschern von vielen schweren Körpern, die aus bedeutender Höhe in die See herunterfielen, worauf das tiefste Schweigen und eine dichte Dunkelheit folgten.

Diese Stille wurde endlich durch einen lauten fröhlichen Anruf aus dem Lootsenkutter unterbrochen. Man erkannte die Stimme des braven Capitäns Starkey, und ein einstimmiger, gleichzeitiger, gellender Jubelruf, welcher sich Aller Brust entrang, beurkundete dem wackeren Seemanne das allgemeine Entzücken über seine glückliche Rettung.

Eine halbe Stunde später wurden alle sicher gelandet, und da Schiff und Ladung versichert waren, traf der bedeutende Verlust die Versicherungsgesellschaft. Doch durch Verabredung aller Passagiere wurde auf Subscription ein werthvolles Stück Silbergeräth angeschafft und dasselbe Capitän Starkey bei einem öffentlichen Gastmale, welches ihm zu Ehren in Kingston stattfand, feierlich überreicht.

In seiner Danksagungsrede für die ihm erwiesene Ehre erläuterte Starkey die Motive seiner Weigerung, sich mit Mr. Dupont zu duelliren. Er sagte:

„Ich war ziemlich früh ein vater- und mutterloser Waise und nur eine bejahrte Tante nahm sich mit zärtlicher Liebe des armen Knaben an. Der Gatte meiner Tante, ein tapferer Offizier, war im zweiten Monat seiner Ehe im Duell gefallen. Seine Witwe führte ein sehr freudenloses Leben, weil sie ihren Mann unendlich geliebt, daher seinen Verlust beständig beweinte. Dieser stille, duldende, herbe Gram eines ganzen Lebens machte einen tiefen Eindruck auf mich und als ich mein neunzehntes Jahr zurückgelegt und meine Tante von mir das feierliche Versprechen verlangte: „niemals und unter keinerlei Umständen einen Zweikampf auszufechten!“ gab ich an Eidesstelle mein Wort und habe — und werde es — bis an mein Lebensende halten. Was nun mein Betragen während des unglückseligen Brandes des Neptun anbelangt, worüber mir so unverdientes Lob gezollt wird, so kann ich nur sagen, daß ich bei diesem Anlasse nicht mehr, als meine einfache Schuldigkeit und Pflicht that. Ich gehöre zu jenem Stamm von Seeleuten, unter deren erste und heiligste Grundsätze es gehört, daß der Capitän stets der Letzte sein muß, wenn er sein Schiff gezwungen verlassen oder es aufgeben muß. Zudem müßte ich der allererbärmlichste Feigling auf Gottes Erdboden gewesen sein, wenn ich gewankt oder den Kopf verloren hätte in Gegenwart von ..... das heißt, Angesichts von ..... von Umständen, welche ..... thatsächlich ..... das heißt .....“

Hier hatte der Faden ein Ende. Capitän Starkey wurde gewaltig verlegen, endlich schamroth, und stockte in seiner Rede. Offenbar war er kein gewandter Redner, doch wollte man bemerkt haben, daß wie er zu stottern anfing, er seine Blicke auf die Gallerie gerichtet hatte, die von vielen eleganten Damen besetzt war, wo ihm Donna Antonia's feurig-schüchterne Augen und erglühende Wangen begegneten. War's nun dieß oder was anderes, das ihn aus dem Context brachte, — genug, er stotterte fort, und ob ihn gleich die ganze Tischgesellschaft mit lebhaftem Beifall überschüttete und zur Sammlung Zeit ließ, er konnte den abgerissenen Faden nicht wieder finden und endete unter einigen unverständlichen Redensarten.

Doch — — — ich habe nur noch wenige Worte nachzutragen.

Capitän Starkey hat sich in der Havannah niedergelassen und Donna Antonia ist

Da sich Maria nun sicher weiß, so beredet sie, von Eifersucht geplagt, den treuen Eckhart, mit ihr in den Venusberg zu gehen und nun ist der Teufel los. Maria requirirt mit Gewalt ihren Gatten, Frau Venus will aber auch noch nicht von ihrem „schönen Buhlen" lassen!

Endlich legt sich der treue Eckhart ins Mittel; er macht der Frau Venus begreiflich, daß der Geschiedtere nachgibt, worauf sie ihre Bedingnisse stellt: Marie muß als Geißel im Venusberge zurückbleiben, der arme Tannenhäuser erhält Urlaub *), um nach

*) Aber nicht auf unbestimmte Zeit.

Venedig und zum Aetna zu reisen, von wo er eine Perle und ein Diadem holen muß; als Cheuf-d'œuvre aber soll er einen dürren Haslinger dazu bringen, Rosen zu tragen! — Der treue Eckhart, der zwar auf die Tugend Marien's Felsen bauen würde, findet es doch als Mann von Erfahrung den Umständen angemessen, sie in dieser Gesellschaft in einen festen Schlaf zu versetzen, der bis zur Rückkehr ihres Gatten dauern soll.

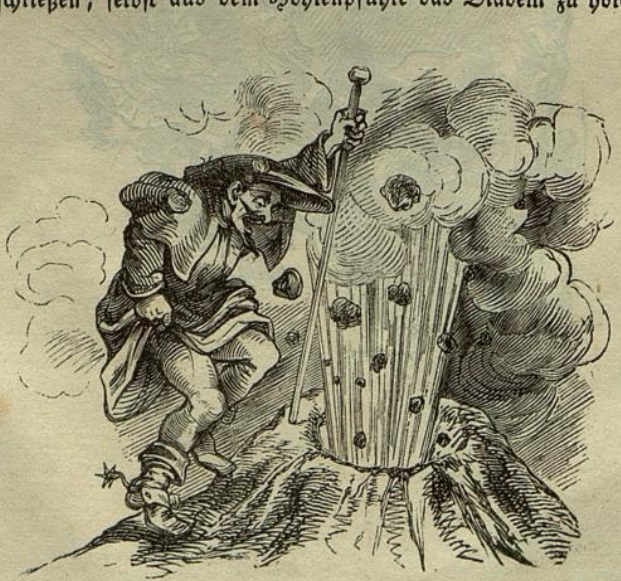
Moral: Für eine eingeschläferte Tugend ist nichts zu fürchten.

Tannenhäuser wirft sich in ein härenes Gewand und geht nach Rom, um Buße zu thun. Dort erfährt er, indem er sich in einer Osteria schlafend stellt und sich auf's Horchen verlegt, von zwei grausen Banditen, die im Rausche das Maul nicht halten können, daß auch der Urheber seines Unglücks, Lichtenried, sich in Rom befindet, aber nicht, um, wie er, Buße zu thun, sondern den Fasching zu genießen und das Maß seiner Sünden voll zu machen und daß ein Anschlag auf sein Leben gemacht ist. Eingedenk des Spruches, „daß man auch seinen Feinden Gutes thun muß," vereitelt er den Mordanschlag. Lichtenried erkennt seinen Retter, sie stürzen sich gerührt in die Arme!

Lichtenried begleitet nun seinen Freund auf seinem Ausflug nach Venedig, um die bewußte Perle zu holen, dort finden sie unter dem Ponte Rialto eine gefällige Lagunen-Nymphe, die ihnen die Perle präsentirt.

Tannenhäuser froh, daß er, ohne die Gefahr des Ertrinkens bestehen zu müssen, so leicht zur Perle kommt, belohnt die gefällige Nymphe mit einem schönen Gleichnisse „von der Perle und der Thräne."

Nun geht die Reise zum Aetna, hier findet sich aber keine feurige Schöne, die es Herrn Tannenhäuser so bequem machen würde, wie die bewußte vom Canale grande, er muß sich entschließen, selbst aus dem Höhlenpfuhle das Diadem zu holen.



Aber „der treue Eckhart wacht" über ihn, und er kommt ohne Brandwunden, nur mit versengten Stiefelsohlen und einem leichten Schnupfen (in Folge des Temperaturwechsels) davon.

Bisher wäre Alles gut gegangen, wenn der Haslinger nicht wäre, noch nie hat man aber gehört, daß ein Haslinger „Rosen bringt!"

Der Deus ex machina, der „allzeit getreue" Eckhart bewirkt auch dieses noch nie gesehene, noch nie dagewesene Meisterstück der Mechanik! Ungeheurer Applaus, wodurch Maria aus ihrem Schlaf erwacht und angelaufen kommt.

Der treue Eckhart zieht einen silbernen Schlafrock an, und ist (wie es scheint) mit sich zufrieden.